

---

## Rezensionen zum Thema 'Erinnern'



Svenja Frank

## Lang lebe der Autor. Ruth Klüger untersucht die Schnittmengen zwischen Literatur und Historiografie

Ruth Klüger: *Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur*, Göttingen 2006 (Wallstein Verlag, 219 S., 22,00 €).

„Unerklärlich, wie ein Mann, der selbst Jude ist, so eine Geschichtsfälschung ins Kino bringen kann“, empört sich Dramatiker Rolf Hochhuth über Dani Levy und seinen neuen Film *Mein Führer*. Noch bevor die Hitler-Satire in die Kinos kommt, geistert eine Frage durch die Feuilletons, unwillkürlich und absehbar: „Darf man über Hitler lachen?“ (Spiegel-Online: Artikel vom 09.01.07 und 08.01.07).

Was ist erlaubt, wenn sich Fiktion und Realität begegnen? Kann Kunst zur „Lüge“ werden? Welchen Bedingungen unterwirft sich fiktionale Historiografie und wie wirkt diese auf unser Geschichtsbild? Die Fragen, die sich Ruth Klüger in ihrer Essaysammlung *Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur* stellt, sind immer aktuell, das haben die Reaktionen auf Levys Biofiktion erneut gezeigt. Besonders heikel werden sie, wenn man sich den hochsensiblen Themen Holocaust und Naziregime nähert. Selbst wenn Titel und Klappentext ein umfassenderes Spektrum erwarten lassen, entnimmt die Germanistin ihre literarischen und filmischen Beispiele denn auch hauptsächlich diesem Themenkreis. Dabei reicht ihre Palette von Filmen – wie Lanzmanns *Shoah* („Lanzmanns *Shoah* in New York“) und Spielbergs *Schindlers Liste* – über die Fernsehserie *Holocaust* bis zu Peter Weiß' Bühnenstück *Die Ermittlung* oder dem Skandal um Wolfgang Koeppens Roman *Jakob Littners Aufzeichnungen aus einem Erdloch* („Der Dichter als Dieb? Der Fall Littner – Koeppen“).

Die 1931 in Wien geborene jüdische Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger zeigt sich in ihren Texten immer wieder interessiert an *gender*-spezifischen Themen. In ihrer Essaysammlung *Frauen lesen anders* untersucht sie beispielsweise dezidiert weibliche Rezeption literarischer Werke, beschäftigt sich mit dem Frauenbild in der Unterhaltungsliteratur und den Arbeitsbedingungen von Schriftstellerinnen. Umso überraschender ist es, dass sie in *Gelesene Wirklichkeit* die Geschlechterthematik ausklammert.

In ihren Aufsätzen trennt Klüger Fiktion und Historiografie strikt voneinander ab. Während sich Fiktion auf historische Quellen beziehen kann, diese modifiziert und Ereignisse hinzudichtet, gründen die Erkenntnisse der Historiografie allein auf den vorhandenen Quellen. Solange der Vertrag zwischen AutorIn und LeserIn eindeutig sei, das heißt, solange sich aus dem Paratext erschließen lasse, ob es sich um eine wirklichkeitsgetreue Darstellung oder um eine fiktionale Transformation von Realität handelt, laufe Kunst kaum Gefahr, zur Lüge zu werden.

Wenn eine Autobiografin etwas erzählt, was nicht stattgefunden hat, so lügt sie (oder, im besten Fall, irrt sie sich), während der Romancier erfinden darf, wie und wo er will, selbst wenn sein Roman eine autobiografische beziehungsweise eine historische Grundlage hat. (S. 146).

Für Klüger ist der Autor ganz bestimmt nicht tot, sondern von zentraler Bedeutung und sie setzt alles auf seine Authentizität. Binjamin Wilkomirskis *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*, ein Buch, das zunächst erstaunlicher, berührender Zeugenbericht eines KZ-Häftlings ist, verliert für sie augenblicklich jede Bedeutung, wird gar zum „verlogenen Kitsch“, als sich herausstellt, dass der Autor niemals von den Nazis gefangen gehalten wurde. Eine Vermischung von Phantasie und Geschichte bei diesem Thema hält sie für äußerst „gefährlich“; sowie sich der „Kontrakt“ (S. 85) mit der LeserIn verschiebt, untersteht der Text einer völlig neuen ästhetischen Beurteilung.

Bei diesen scharfen Trennungen zwischen fiktiver Narration und Dokumentarischem versäumt Klüger, ausreichend darauf hinzuweisen, dass selbst scheinbar objektive Berichterstattung die Realität verfälschen kann. Auch die medial vermittelte Wirklichkeit schafft durch ihre intentionale und notwendige Selektion von Bildern und Informationen immer wieder unter dem Anspruch des Dokumentarischen Geschichten oder inszeniert Personen als Charaktere. Diesen Fiktionsgehalt spielt Klüger hier mit dem Verweis auf die faktischen Quellen herunter, obwohl sie zuvor schon bei der historiografischen Objektivität Abstriche macht und betont, dass auch HistorikerInnen nicht umhin könnten, Fakten zu deuten.

Klüger gibt zu bedenken, dass keine Autorität existiere, die den ethischen Maßstab für die ästhetische Verarbeitung von Geschichte festlegen könne. Deshalb ist Klüger allen neuen, experimentellen Deutungen von Geschichte gegenüber zunächst einmal aufgeschlossen. Zur Beurteilung der Fiktionen verlegt sie den moralischen auf den ästhetischen Diskurs und etabliert eine Analogie zwischen dem Verhältnis von Wahrheit und Lüge und dem von Kunst und „Kitsch“ („Von hoher und niedriger Literatur“). Vereinfachende Darstellungen mit didaktischer oder anderer Zweckgebundenheit, wie die Fernsehreihe *Holocaust*, bezeichnet sie als „Kitsch“, weil sie dem Gegenstand nicht angemessen seien. Sie sträubt sich gegen die gutgemeinte Didaktisierung des Holocausts; ihre Ablehnung geht so weit, dass es ihrer Meinung nach besser wäre, weniger über den Holocaust zu wissen, als in dieser Form.

In der zweiten Hälfte der Sammlung entfernt sie sich vom Thema ihrer eigenen Vergangenheit, den Lesern bekannt aus ihrer vielbeachteten Autobiografie *weiter leben. Eine Jugend*, und widmet sich in den „Drei Essays zur literarischen Behandlung von Geschichte“ einem wesentlich breiteren Spektrum der deutschen Literaturgeschichte. Diese Ausführungen zu historischen Romanen und Erzählungen, zum historischen Drama beziehungsweise zur Utopie und Dystopie, zwei Gattungen, die sich bewusst vom Geschichtsverlauf entfernen, sind literaturtheoretisch sehr viel aufschlussreicher als die vorangegangenen Aufsätze. Dass Schiller seine ‚Jungfrau‘ aus dramaturgischen Gründen verjüngte und ihm dies zum Wohle der ästhetischen Wirkung auch gestattet sei, ist zwar ein Allgemeinplatz, interessant ist aber zum Beispiel Klügers These, dass sich der Dramaturg weitaus mehr dichterische Freiheit nehmen könne als der Romancier. Die körperliche Präsenz einer ‚Johanna von Orléans‘ gespielt von einer jungen SchauspielerIn, sei für die Rezipienten sehr viel glaubhafter als die bloße Behauptung auf dem Papier. Trotz verschiedener bemerkenswerter Thesen, die Klüger in ihren lustwandelnden Gang durch die Literatur-

geschichte einstreut, belässt sie es häufig bei der Präsentation beliebig gesammelter Beispiele oder verharrt bei Altbekanntem.

Problematisch erscheint es – vor allem für den Laien –, die textimmanenten Ansätze des Poststrukturalismus zu einer Verdrängungsstrategie zu verkürzen, die politische, historische und soziale Zusammenhänge der Textentstehung auf Grund der Ereignisse des Zweiten Weltkriegs ignoriere. Die Entlarvung der Galionsfigur des Poststrukturalismus, Paul de Man, als nationalsozialistischen Kollaborateur eignet sich für Klüger selbstverständlich hervorragend dazu, ein solches Kausalverhältnis zu suggerieren (S. 83). Allerdings müsste man Klüger entgegenhalten, dass sich mit dem *New Criticism* bereits in den Zwanziger Jahren Deutungsansätze herausbildeten, welche die untersuchten Werke völlig aus ihrem biografischen und zeitgeschichtlichen Kontext lösten.

Die Frage ist, welche Leserschaft die Essaysammlung ansprechen will. Stellenweise verwendet die Autorin einen augenzwinkernden ‚Wir wissen ja, von wem die Rede ist‘-Duktus, der einen gemeinsamen literaturwissenschaftlichen Horizont voraussetzt und damit Laien eher ausgrenzt als einbezieht. Für das fachkundige Publikum hingegen sind ihre – gleichwohl interessanten – Fragen und Thesen selten neu und was neu ist, wünscht man sich konzentrierter vorgetragen.

Ihr dem Wiener Schmähsprungener Plauderton, in dem die Überlegungen assoziativ und oft sehr persönlich daherkommen, ist Geschmackssache. Manche ihrer Bilder jedoch sind so simplifizierend, dass sie auch als Einführung wenig hilfreich sind, und sich selbst der Laie nicht ernst genommen fühlt:

Ich stelle mir die Literatur und die Historiographie als unabhängige Länder vor, Nachbarländer, gewiß, mit verschiedenen Sprachen, die zwar besonders im Grenzgebiet leicht zu erlernen, sogar leicht zu verwechseln sind, die aber doch ihren eigenen Regeln folgen. In diesem Bild sind Autobiographie und geschichtlicher Roman Grenzdörfer, zu Fuß zu erreichen für die jeweiligen nachbarlichen Bewohner (wenn nicht gerade Krieg herrscht, wie im Falle von gefälschten Biographien), aber immer noch mit verschiedenen Pässen. (S. 147).

Formeln wie „der Schriftsteller aus dem Tätervolk“ (S. 93) zeigen außerdem, dass Klüger – durchaus nachvollziehbar – aus ihrem individuellen Schuldiskurs nicht herausfindet. Die Frage ist nur, ob die Aufsatzsammlung dann, wie das in den Buchhandlungen mitunter der Fall ist, der germanistischen Fachliteratur zugeordnet werden sollte. Dieser gehört sie nämlich sicherlich nicht an und will sie auch gar nicht angehören.

Melke Penkwitt

## Eine erneute Umschrift des großen Endlosbuches

*Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006 (Verlag C.H. Beck, 320 S., 19,90 €).*

Jorge Semprun beschreibt es in *Schreiben oder Leben* als Traum jedes Schriftstellers, sein ganzes Leben lang an einem Buch zu schreiben – und dieses dabei ständig umzuschreiben. Darauf Bezug nehmend bezeichnet Aleida Assmann ihren im Herbst erschienenen Band *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* in der Einleitung als eine weitere Version ihres „Endlosbuches“ (S. 11). Und in der Tat greift Assmann nicht nur Gedanken und Theoreme aus früheren Veröffentlichungen auf, führt sie fort, fasst zusammen und zieht neue Verbindungen. Es gibt tatsächlich auch interessante Umschreibungen.

Eine davon betrifft den Begriff ‚kollektives Gedächtnis‘, einen der zentralen, von Aleida und Jan Assmann profilierten Begriffe innerhalb der aktuellen Erinnerungsdebatte, der mittlerweile sogar (ähnlich wie Freuds ‚Unterbewusstes‘) in die Alltagssprache übernommen worden ist. Bereits in der Vergangenheit wurde der Terminus von ‚den beiden Assmanns‘ wiederholt in seiner Reichweite und damit auch Bedeutung modifiziert, so z.B. durch die Einführung der untergliedernden Begriffe kommunikatives vs. kulturelles Gedächtnis sowie Speicher- und Funktionsgedächtnis.

In Aleida Assmanns neuer Veröffentlichung ist nun vor allem die Aufnahme des Konzepts ‚soziales Gedächtnis‘ für eine weitere Begriffsverschiebung entscheidend. Anders als der sich ebenfalls mit dem Erinnern beschäftigende Soziologe Harald Welzer, der unter dem ‚sozialen Gedächtnis‘ eine Art kollektives Unbewusstes versteht, scheint das ‚soziale Gedächtnis‘ bei Aleida Assmann weitgehend mit dem (bisherigen) kommunikativen Gedächtnis übereinzustimmen. Das kollektive Gedächtnis entspricht dadurch wiederum in erster Linie dem kulturellen Gedächtnis. Damit im Zusammenhang steht eine größere Unabhängigkeit, die Assmann neuerdings dem individuellen Gedächtnis einzuräumen scheint: Von der Annahme einer fast vollständigen Determiniertheit individueller Erinnerungen durch das kollektive Gedächtnis scheint sie mittlerweile Abstand zu nehmen.

Ging es in *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (1999), das auf die Habilitationsschrift der Konstanzer Anglistin zurückging, in erster Linie um Literatur und Kunst, so hat sich der Schwerpunkt mit dem neuen Band auf Gesellschaft und Politik sowie das Erinnern an historische Ereignisse verlagert. Dabei zeichnet Assmann eine historische Entwicklung des Erinnerns weg von der Heroisierung hin zur Viktimisierung und dem Begriff ‚Trauma‘ nach. Neuerdings sei darüber hinaus eine erneute Ethisierung des Erinnerns auszumachen.

Das Buch ist in zwei Teile untergliedert, von denen der eine mit „Theoretische Grundlagen“, der zweite mit „Analysen und Fallbeispiele“ überschrieben ist. Die bereits angesprochenen Begriffserklärungen, -diskussionen und -modifikationen finden sich im ersten Abschnitt. Begriffe, auf die Assmann hier eingeht sind: individuelles Gedächtnis, soziales und kollektives Gedächtnis, politisches und nationales, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis, Speicher- und Funktionsgedächtnis. Daneben beschäftigt sie der ‚Mythos‘, die Gegenüberstellungen von Geschichte und Gedächtnis, Siegern und Verlierern, Opfern und Tätern sowie ‚die Figur des Zeugen‘.

Im zweiten Teil des Buches widmet sich Assmann dann der Frage nach wahren, falschen oder auch unkorrekten Erinnerungen, macht fünf Strategien der Verdrängung (S. 169-182) aus, thematisiert „deutsche Opfernarrative“ (S. 182-204) sowie „Gedächtnisorte in Raum und Zeit“ (S. 217-234) und reflektiert (noch einmal) die „Schnittstellen zwischen Erfahrungsgedächtnis und kulturellem Gedächtnis“. Themen sind die „Zukunft der Erinnerung an den Holocaust“ sowie „Europa als Erinnerungsgemeinschaft“. Im Schlussabschnitt diskutiert Assmann dann den derzeitigen ‚*memory boom*‘ und kontrastiert dabei die beiden Begriffe, die auch im Untertitel des Buches stehen: ‚Erinnerungskultur‘ und ‚Geschichtspolitik‘.

Das Thema ‚*Gender*‘, das Assmann in früheren Veröffentlichungen zumindest streifte, kommt in diesem Band nicht vor. So steht ihr Aufsatz „Geschlecht und kulturelles Gedächtnis“, der im ersten Erinnerungsband der *Freiburger FrauenStudien* erschienen ist, etwas zusammenhanglos neben den Gedankengängen dieser neuen Veröffentlichung. Dabei erinnern vor allem manche Kapitel-Überschriften (z.B. „Wer erinnert sich?“) stark an die dortigen Ausführungen. Dass Assmann den *Gender*-Aspekt in mögliche spätere Versionen des ‚Endlosbuches‘ doch noch aufnehmen wird, bleibt zu hoffen.

Einen anderen Faden, dem Assmann in den letzten Jahren in einigen kleineren Veröffentlichungen nachgegangen ist (so bei den *Freiburger literaturpsychologischen Gesprächen* zum Thema ‚Erinnern‘ im Jahr 2004 oder auch im Rahmen der *Wiener Vorlesungen im Rathaus* im Jahr 2005) hat sie in *Der lange Schatten der Vergangenheit* dagegen erneut aufgenommen und mit in die neue Textur verwoben: die Auseinandersetzung mit der schwierigen Thematik ‚Flucht und Vertreibung‘ und anderen deutschen ‚Opfernarrativen‘. Spielte in früheren Auseinandersetzungen Assmanns mit dieser Thematik die Gegenüberstellung von ‚persönlichem‘ und ‚offiziellem Gedächtnis‘ eine ganz entscheidende Rolle, so ist diese – durch die größere Freiheit des individuellen Gedächtnisses gegenüber dem kollektiven – nun von weitaus geringerem Belang.

Anders als etwa Norbert Frei (z.B. in *1945 und wir*) betrachtet Assmann die verstärkte Medienpräsenz des Themas ‚deutsche Opfer‘ (im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg) als nicht grundlegend problematisch: Sie sieht entsprechende Ausführungen nicht zwangsläufig als Versuche an, die Täterschaft und die Schuld der Deutschen (im Rahmen von Nationalsozialismus und Holocaust) zu relativieren oder gar zu verdrängen. Stattdessen geht sie davon aus,

dass es an der Zeit sei, das geschichtliche Bild zu differenzieren. „Nachdem die jüdische Opfererfahrung im Gedächtnis der Deutschen verankert ist“, so Assmann, „können andere Leidensgeschichten in dieses Bild mit eingezeichnet werden, ohne das gesamte Gefüge zu verschieben“ (S. 188). Sie plädiert sogar für eine solche Öffnung des Blicks, da ansonsten „die Hass- und Gewaltspirale (...) durch Argumente jederzeit wieder in Gang gesetzt werden“ (S. 189) könne. Diese ließe „sich langfristig nur unterbrechen, wenn jede traumatische Geschichte erzählbar wird und die Chance hat, mit Empathie gehört zu werden.“ (ebd.).

Interessanterweise stellt die besprochene Veröffentlichung Assmanns im Vergleich zu Astrid Erlls Einführung *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, die in der letzten Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* besprochen wurde, eine souverän agierende Umschreibung der bisherigen Assmannschen Erinnerungstheorie dar, während sich Erlls Einführung in erster Linie als beeindruckend systematisierende und auch präzisierende Fortschreibung verstehen lässt. Die beiden Bücher, die sich (beide erfolgreich) um eine Integration des heterogenen Diskurses bemühen, gehen dieses Projekt auf jeweils sehr unterschiedliche Weise an – und lassen sich deshalb gerade auch als sich gegenseitig ergänzende Lektüre empfehlen.

Victoria Harms

## Verdrängen, vergessen, verbieten. Jakobowska und die Erinnerung an die Shoa in Mittelosteuropa.

Frank Grüner / Urs Heftrich / Heinz-Dietrich Löwe (Hrsg.): *„Zerstörer des Schweigens“ Formen künstlerischer Erinnerung an die nationalsozialistische Rassen- und Vernichtungspolitik in Osteuropa*, Köln 2006 (Böhlau, 552 S., 59,90 €).

Als Wanda Jakobowska 1947 im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau *Ostatni Etap – Die letzte Etappe* verfilmte, avancierte sie mit diesem autobiografischen Werk dokumentarischen Charakters nicht nur zu einer Pionierin auf dem Gebiet der künstlerischen Verarbeitung der Shoa, sondern blieb auch auf lange Zeit in ihrem Heimatland Polen ohne würdige NachfolgerIn.

Jakobowska schrieb gemeinsam mit der deutschen Kommunistin Gerda Schneider, die sie im Frauenlager bei Oswiecim kennen gelernt hatte, das Drehbuch zu *Ostatni Etap*. Der Film begleitet die Polin Marta durch den Lageralltag in Birkenau. Ihre exponierte Stellung als Dolmetscherin nutzt die kommunistische Jüdin, um Widerstand gegen die SS-Mannschaften zu organisieren.

Jakobowskas und Schneiders Versuch, sowohl „das Unvorstellbare in Bildern auszudrücken“ als auch die „weibliche Solidarität und Idee des Sozialismus“ (S. 368) zu dokumentieren, rief internationale Anerkennung hervor. In Polen jedoch warf man der systemtreuen Jakobowska, die stets vermied, exklusiv jüdische Opfer zu präsentieren, die Darstellung antipolnischer Stereotype vor.



Christine Müller, Jahrgang 1979, setzt sich in ihrem Artikel „Rivalität des Leidens? Die Darstellung von Juden und Polen im polnischen Nachkriegsfilm“ (S. 357-375) mit der Rezeptionsgeschichte der Werke Jakubowskas und Alexander Fords (u.a. *Ulica Graniczna* 1948) kritisch auseinander. Beiden RegisseurInnen gelang es nicht, einen Platz für das Leiden der jüdischen Mitmenschen im kollektiven Gedächtnis ihres Heimatlandes zu etablieren.

Müller kontrastiert diese frühen Bemühungen um eine filmische Aufarbeitung der Shoa mit der ablehnenden öffentlichen Haltung in Polen und der bald einsetzenden Marginalisierung jüdischer Opfer. Sowohl die Verdrängung der eigenen Beteiligung an den Verbrechen als auch die linguistische Crux der ‚polnischen Konzentrationslager‘ für die nationalsozialistischen Vernichtungsstätten im besetzten Polen forcierten eine Tabuisierung der Shoa. Da die Rhetorik im Westen sich auf die jüdischen Opfer konzentrierte und PolInnen als Leidtragende unerwähnt blieben, wurde als Reaktion auf diese ‚Ungerechtigkeit‘ die eigene Rolle als MärtyrerInnen und Opfer sowie der kommunistische Widerstand besonders hervorgehoben. Demzufolge habe die Vernichtung der jüdischen Mitmenschen den polnischen Antisemitismus der Zwischenkriegszeit nicht verringert, sondern ihm lediglich eine neue Richtung gegeben. Eine kritische Aufarbeitung der Erlebnisse, die alle Opfergruppen gleichermaßen betrachtete, blieb somit über Jahrzehnte aus.

Müllers Evaluation steht beispielhaft für den interdisziplinären Sammelband *Zerstörer des Schweigens*, in dem Frank Grüner, Urs Heftrich und Heinz-Dietrich Löwe die Ergebnisse einer gleichnamigen Tagung der *Universität Heidelberg* im Herbst 2003 zusammentragen. Erst seit Kurzem nähern sich derartige Analysen der öffentlichen Wahrnehmung der Shoa in den Ländern Mitteleuropas. Diese Publikation des Böhlau Verlags verdeutlicht dem für die Verbrechen des Nationalsozialismus sensibilisierten deutschen (Fach-) Publikum die zahlreichen Facetten der künstlerischen Darstellung der Shoa, wie sie seit 1945 jenseits des Eisernen Vorhangs erarbeitet wurden, und macht es mit der divergierenden Rezeptionsgeschichte vertraut. Gekonnt greifen die VerfasserInnen Beispiele aus den Bereichen Literatur, Film und Musik sowie Kunst und museale Darstellung auf und setzen sie überzeugend in den allgemeinen Kontext. Indem die Rahmenbedingungen, die über Erfolg oder Misserfolg, Toleranz oder Ablehnung der künstlerischen Veräußerungen entschieden, erläutert werden, beleuchten die hervorragend recherchierten Artikel das „Konfliktpotential“ (S. XIII), welches das Thema Holocaust in Ostmitteleuropa bis heute beinhaltet.

Sowohl die internationale Zusammensetzung der AutorInnen, die Zweisprachigkeit des Sammelbandes als auch die augenscheinliche Multilingualität der VerfasserInnen sprechen für die hohe Qualität, die kulturwissenschaftliche Objektivität und die Vertrautheit der WissenschaftlerInnen mit den betroffenen Ländern. Die Kurzbiographien im Anhang bieten ein ausgeglichenes Bild von aufstrebenden jungen ForscherInnen und etablierten Autoritäten wie Frank Reuter und Silvio Peritore vom Heidelberger *Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma*, Prof. David Crowe vom *US Holocaust Memoria Museum* in Washington, oder Prof. Il'ja Al'tman, Vize-Präsident der *Russian Holocaust Foundation*.

Doch *Zerstörer des Schweigens* richtet sich nicht nur an ein Fachpublikum von KulturhistorikerInnen oder Holocaust-SpezialistInnen, sondern bietet auch dem breiten Publikum einen hervorragenden Einblick in den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs. Der Sammelband bietet die seltene Möglichkeit, sich der Shoa-Aufarbeitung der Sowjetunion, ihrer Satelliten- und Nachfolgestaaten anhand der künstlerischen Darstellung zu nähern. Dabei werden die Vernichtung der Juden und Jüdinnen, Roma und Sinti, die Sowjetunion und Polen besonders intensiv untersucht.

Allerdings wählte keineR der AutorInnen einen konkreten *gender*-Bezug. Während in Deutschland Studien zu Frauen in Täterrollen keine Ausnahme mehr darstellen, bleiben diese ebenso wie Analysen spezifisch weiblicher Opferdarstellungen in den neuen EU-Mitgliedsstaaten weiterhin ein marginalisiertes Forschungsfeld. Gerade aber die offiziellen Vorgaben für Geschlechterrollen an die Kunst in den ehemaligen Ostblockstaaten bieten spannende Ansätze. Nichtsdestotrotz ist *Zerstörer des Schweigens* aber ein außergewöhnlicher, detailreicher und hochwertiger Sammelband, dessen Anschaffung sich für jedeN InteressierteN lohnt.

*Rotraud von Kulessa*

## Ein Beitrag zum Gedächtnis der französischen Literaturgeschichte

*Margarete Zimmermann: Salon der Autorinnen. Französische dames de lettres vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert, Berlin 2005 (Erich Schmidt Verlag, 265 S., 49,80 €).*

Mit ihrem Salon der Autorinnen nimmt Margarete Zimmermann dankenswerterweise die Dokumentation der „Stimmen“ all jener Frauen vom Mittelalter bis zur ausgehenden frühen Neuzeit in Angriff und gibt ihnen mit ihrem ‚Salon‘ einen Ort des Zusammentreffens, der gleichsam als ‚weibliches kulturelles Gedächtnis‘ funktioniert. Immer wieder stellten Literaturwissenschaftler die Frage nach der Notwendigkeit eines solchen Ortes, der sich in die Tradition der ‚Dictionnaires des femmes illustres‘ einschreibt, welche seit dem 17. Jahrhundert das Werk kulturschaffender französischer Frauen dokumentieren, die jedoch nach dem Erscheinen der Frauenliteraturgeschichte von Larnac (1929), aus der ‚Mode‘ geraten. Die große Fülle der französischen Autorinnen verschwand somit im 20. Jahrhundert aus den Literaturgeschichten und somit aus dem kulturellen Gedächtnis. Margarete Zimmermann kommt also das Verdienst zu, in ihrem Salon nicht nur namhafte Autorinnen wie Christine de Pizan, Marguerite de Navarre, Pernette de Guillet, Louise Labé, etc. zusammentreffen zu lassen, sondern eben auch jene Frauen, die in den herkömmlichen Literaturgeschichten nicht in Erscheinung treten, wie z. B. eine Marie Dentièrre, Gabrielle de Coignard, Marie Le Gendre, um nur einige zu nennen. Der Salon der

Autorinnen lässt uns so die umfangreiche thematische und gattungstypologische Vielfalt des literarischen Schaffens all jener Frauen entdecken.

Die Artikel über die einzelnen Autorinnen berücksichtigen dabei den biographischen sowie den sozio-kulturellen Kontext und gehen darüber hinaus auf Produktions- und Editionsbedingungen sowie auf die Rezeption der jeweiligen Werke ein. Damit einher geht eine Reflexion über literarische Kommunikationsformen und weibliche Netzwerke, die nicht zuletzt maßgeblich sind für die spezifischen Bedingungen weiblichen literarischen Schaffens. Vor diesem Ansatz erklärt Margarete Zimmermann auch das Problem der Periodisierung, die den Schnitt mit dem 16. Jahrhundert setzt, da sich mit dem 17. Jahrhundert und der einsetzenden aristokratisch geprägten Salonkultur und dem Präziosentum, die literarischen Schaffensprozesse bei den Autorinnen grundsätzlich ändern.

Die Artikel verzichten dabei bewusst auf einen allzu ausufernden Fußnotenapparat, um die Leserlichkeit für ein größtmögliches Lesepublikum zu gewährleisten, ein Anliegen, das noch unterstützt wird durch zahlreiche Abbildungen.

Die Lektüre dieses literaturhistorischen Grundlagenwerkes wird hoffentlich möglichst vielen LeserInnen Lust auf ‚mehr‘ Lesen und Forschen machen. Die Frage nach der Notwendigkeit einer solchen ‚weiblichen Literaturgeschichte‘ erübrigt sich wohl angesichts der Erkenntnis, die sich aus der Lektüre dieses Werkes ergibt: dass nämlich der Relevanz der Autorinnen innerhalb der französischen Literaturgeschichte bei weitem noch nicht der Platz zuerkannt wurde, der ihr gebührt.



---

**Rezensionen zum Thema  
,Feminism revisited'**



Eva Voß

## „Ein Hauch von Größenwahn steht jeder Frau“

*Brigitte Aulenbacher/Mechthild Bereswill/Martina Löw/Michael Meuser/Gabriele Mordt/Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of Art, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 349 S., 29,90 €)*

„Ein Hauch von Größenwahn steht jeder Frau“, so das provokante Eingangszitat des Sammelbandes, das zugleich auf den Untertitel der Konferenz anspielt, dessen Ergebnisse nun in gedruckter Form vorliegen. Im November 2005 fand die Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Hannover statt. Aufgerufen, sich an der Tagung wie am später publizierten Reader zu beteiligen, waren all die ForscherInnen, die sich mit theoretischen wie empirischen Arbeiten am „Dialog der Gegensätze“ beteiligen wollten. Ziel war es, das ausdifferenzierte Feld der FrauenMännerGeschlechterforschung über den feministischen Tellerrand hinaus auf die mannigfachen Kontroversen innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu untersuchen und den „vermeintlichen Konsens“ (S. 9) als spannungsreichen Konflikt zu entlarven. Im ersten Teil des Sammelbandes geht es daher zunächst um Divergenzen in der Entwicklung von der Frauen- zur Geschlechterforschung. Die Beiträge von Stefan Hirschauer, Gudrun-Axeli Knapp, Andrea Maihofer und Mechthild Bereswill diskutieren u.a. die Fragen, inwiefern eine Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung stattgefunden hat und inwieweit dies nicht eher einer Erweiterung denn einer Radikalisierung feministischer Ansätze gleichkommt. Gefragt wird auch, ob sich feministische Ansätze nicht grundsätzlich als erkenntnishinderlich erweisen und potentiell Gefahr laufen, einseitig instrumentalisiert zu werden. Dagegen könnte eine „Geschlechterdifferenzierungsforschung“ (S. 23) den Fokus erweitern und den Anschluss an pragmatisches Alltagswissen von Geschlecht leisten.

Im zweiten Teil des Buches werden die theoretischen Prämissen von Geschlecht und Gesellschaft zur Diskussion gestellt (u. a. mit Beiträgen von Christine Weinbach: „Kein Ort für Gender? Die Geschlechterdifferenz in systemtheoretischer Perspektive“, Bettina Mathes: „Ödipus in der Männerforschung – Bemerkungen zur ‚hegemonialen Männlichkeit‘“). Dabei wird deutlich, dass allein der Zusammenhang von gesellschaftlichen Strukturen und Formen der Geschlechterverhältnisse hochgradig komplex ist. Zum einen verbirgt sich hinter diesen Beiträgen eine Anzahl verschiedener theoretischer Denkmodelle, die unterschiedliche Auffassungen von Geschlecht zulassen (z.B. Geschlecht als Struktur- und Ordnungskategorie, als soziale Konstruktion etc.) und damit grundsätzlich differente Möglichkeiten zur Beschreibung der Auswirkungen bieten (z.B. struktur- und kulturbildend, bedeutungsgenerierend). Besonders in diesem Teil des Sammelbandes wird ob der Facettenvielfalt miteinander konkurrierender Theorieangebote das Motto der Tagung „Dialog der Gegensätze“ sehr gut veranschaulicht.

Im dritten und letzten Kapitel werden anhand vier konkreter Forschungsfelder aktuelle Fragen zum Stand der FrauenMännerGeschlechterforschung aufgeworfen und gegenwärtige gesellschaftliche wie wissenschaftliche Entwicklungen diskutiert. Im ersten Abschnitt suchen die Autorinnen (u.a. mit Beiträgen von Andrea D. Bührmann/Torsten Wöllmann: „Geschlechterforschung = Frauenforschung + Männerforschung? Anmerkungen zur Normalisierung der Kategorie Geschlecht“, Heike Kahler: „Geschlecht als Struktur- und Prozesskategorie – eine Re-Lektüre von Giddens‘ Strukturierungstheorie“) nach Möglichkeiten, wie die oftmals getrennt untersuchten Unterscheidungen von Frau/Mann in der sozialen Praxis überwunden und systematisch mit der Strukturkategorie Geschlecht verknüpft werden können. Dieser Suche liegt die Erkenntnis zu Grunde, dass mit der gesellschaftlichen Herstellung von Geschlecht zugleich eine Hierarchisierung und schließlich eine Begünstigung der männlichen Norm einhergeht, die gleichwohl in der Forschung ausgeblendet oder aber nicht im Sinne einer strukturellen geschlechtsspezifischen Benachteiligung untersucht wird. Dies zeigt sich z.B. bei der Analyse von Einführungs- und Lehrbuchtexten auf geschlechtsspezifische Bezüge, die Hinweise darauf geben, wer und in welcher Form wie über Geschlecht denkt und schreibt (S. 181 ff).

Im zweiten Abschnitt werden alltagskulturelle Verfahren der Herstellung von Geschlecht an den Beispielen Schule und Forstwirtschaft thematisiert (u.a. mit Beiträgen von Thomas Kleynen: „Vom Ansehen der Fächer: (Foto- und) Biographische Selbstdarstellungen zukünftiger Lehrer“, Christine Katz/ Marion Mayer: „MännerWeltWald – Natur- und Geschlechterkonstruktionen in Handlungsmustern von Waldakteur/innen“). Praktiken der In- und Exklusion, wie auch kulturelle Geschlechtssymboliken spielen sowohl bei der Fächerwahl, der Ausprägung verschiedener Auffassungen von Natur- und Geschlechterbildern als auch bei der Ausübung gesellschaftlich konstruierter Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit eine bedeutende Rolle. Ähnlich dominierend wirken sich die geschlechtlichen Diskurse und Deutungsmuster auf die im dritten Abschnitt untersuchten Forschungsfelder Arbeit und Organisation aus (u.a. mit Beiträgen von Maja Apelt: „Geschlechterforschung und Militär“, Heidi Schroth/ Lena Schürmann: „Cleaning Affairs. Geschlechterungleichheiten und Arbeitsbeziehungen im Reinigungsgewerbe“). So ist die zunehmende Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse auch das Produkt einer Vergeschlechtlichung von Beschäftigungsbedingungen, die sich eindeutig zu Lasten der Arbeitnehmerinnen auswirkt.

Ältere wie neue Überlegungen zu geschlechterpolitischen Themen werden im vierten und letzten Unterkapitel erörtert (u.a. mit Beiträgen von Sünne Andresen: „Die Analyse feldspezifischen Geschlechter-Wissens als Voraussetzung der Implementierung einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik“, Birgit Riegraf: „Wandel von Gerechtigkeitsvorstellungen im Wandel von Staatlichkeit: Von der Gleichheit zur Differenz“). Dabei werden aktuelle Strategien wie Gender-Mainstreaming kritisch untersucht und auf die Gefahr einer marktwirtschaftlichen Instrumentarisierung von Gleichstellungspolitiken hingewiesen. Diskutiert werden auch die neoliberale Neubestimmung privater und öffentlicher (staatlicher) Räume und Versorgungsleistungen sowie die Folgen dieser Umverteilung, nämlich die Ausweitung einer Ungleichheit der Geschlechter.



Insgesamt besticht der Sammelband vor allem durch die Bandbreite der dargestellten Divergenzen innerhalb der Forschung, die nicht nur überaus interessant zu verfolgen, sondern gleichsam lehrreich sind. Besonders fruchtbar sind die Beiträge, die zu gleichen Themenbereichen sehr gegensätzliche Positionen vertreten und damit die schwierigen wissenschaftspolitischen Aushandlungsprozesse um stark umkämpfte Konzepte, Definitionen und Theorien in der FrauenMännerGeschlechterforschung verdeutlichen. Wie produktiv diese theoretischen Auseinandersetzungen wiederum sein können, zeigt nicht zuletzt der im Band versammelte ausdifferenzierte und weit fortgeschrittene Erkenntnis- und Forschungsstand.

Dieses Projekt einer Bilanzierung hält mit dem „Hauch von Größenwahn“ durchaus das, was es verspricht, wenngleich das Kompendium nicht der Komplexität und Heterogenität von Jahrzehnte währenden Diskussionen und Kontroversen in der FrauenMännerGeschlechterforschung Rechnung tragen kann. Vielmehr ist ein wichtiger Anfang gemacht und die Grundlage für aufbauende und vertiefende Untersuchungen gelegt.



---

Rezensionen zum Thema  
,Dimensionen von *Gender Studies*'



Claudia Catharina Münzing

## Der Butlerfunke

Paula-Irene Villa: *Judith Butler*, Frankfurt/New York 2003 (Campus Verlag, 162 S., 12,90 €).

Die Auseinandersetzungen mit dem Werk Judith Butlers und die Debatten über dessen Bedeutung für die feministische und *queere* Theoriebildung sind in den letzten Jahren hitzig geführt worden. Jedes neuerschienene Butler-Buch und jeder noch so kleine Aufsatz wurde mit Spannung erwartet und fast unmittelbar danach in den unterschiedlichsten Wissenschaftsbereichen kanonisiert. Seit dem Erscheinen von *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) sendet Judith Butler mit ihrem Denken und Schreiben diskursive Schockwellen aus, was sich durch die nach wie vor breite Rezeption ihrer Texte wohl auch in Zukunft nicht ändern wird.

Paula-Irene Villa, Soziologin und Geschlechterforscherin aus Hannover, liefert uns nun mit ihrer Einführung in das Werk Judith Butlers einen Überblick über deren zentrale Themen, über ihre Basisannahmen, ihren Umgang mit Begriffen und Sprache, ihre theoretischen Hintergründe und nicht zuletzt über die rezeptiven Wirkungen ihrer Schriften. Villa beschreibt Judith Butler als ein theoretisches Phänomen, das zunächst einmal sehr schwer zu erklären ist. Butlers Texte sind bisweilen extrem sperrig, ihre Argumentationslinien ebenso; anstelle des Liefers von Antworten stellt sie lieber am laufenden Band Fragen, sie ist weder einem Fachbereich eindeutig zuzuordnen noch überall einsetzbar; noch dazu sind ihre Texte in höchstem Maße theoretisch und werden nur selten konkret geschweige denn empirisch. Was ist es nun, das uns trotzdem zur Auseinandersetzung mit Butler treibt, wo genau liegt die Faszination und die Herausforderung, den Spuren ihres Denkens zu folgen? Welche Auswirkungen hat Butler für die feministische und *queere* Theorie und wo ist Butler mit ihrem Denken am ehesten zu verorten? Villa sucht in ihrer Einführung Antworten auf diese Fragen und versucht uns Butler mit vielen illustren Beispielen und geduldrigen Erklärungen ein Stück näher zu bringen.

Der Text ist gegliedert in sechs Kapitel, die nicht chronologisch im Sinne des Erscheinens der jeweiligen Butler'schen Texte angeordnet sind, sondern sich thematisch den Begriffen und Inhalten nähern. Dies ist durchaus angebracht, da sich Themenwiederholungen und ähnliche Denkfiguren diachron durch Butlers Schaffen ziehen, egal ob ein Text Anfang der 1990er-Jahre oder 2005 verfasst wurde. Jedem Kapitel ist in Villas Einführung ein grauer Kasten vorangestellt, der vorab schon einmal die zentralen Begriffe erklärt und in das jeweilige Kapitel einleitet. Ob beabsichtigt oder nicht, Villa dreht somit eine Butler'sche Arbeitsweise um: Während bei Butler meistens auf den letzten Seiten eines Kapitels alles bereits Gesagte nochmals zusammengefasst wird (böartige Stimmen würden wahrscheinlich behaupten, es reiche diese zu lesen), schafft Villa von Anfang an Überblick und Verständlichkeit.

Das erste Kapitel „Alles nur Text? Diskurs und Sprache bei Butler“ beschäftigt sich mit Butlers Diskurs- und Sprachtheorie. Es geht in erster Linie um die Frage, wie die Realität, mit der Menschen tagtäglich konfrontiert sind, überhaupt zu Stande kommt. Diskurse im Butler'schen Sinne werden aufgefasst als der Nährboden für die andauernde Produktion von Bedeutungen und im Anschluss daran von Subjektpositionen, die denk-, sag- und lebbbar sind. Villa erklärt, was „Performativität“, bei Butler angelehnt an Austins Sprechakttheorie, bedeutet, und verweist darauf, dass „Diskurs“ bei Butler nicht nur die gesprochene Sprache ist, sondern dass es sich dabei um eine im Foucault'schen Sinne machtdurchdrungene Matrix der Bedeutungszuweisung und -genese handelt, innerhalb derer sich die Konstruktion sozialer Wirklichkeit vollzieht. Auch Butlers Konzeption von Widerstand als der Möglichkeit, scheinbar natürliche und ein für alle Mal festgelegte Bedeutungen durch nicht-identische Wiederholungen zu resignifizieren und so in einem politischen Sinne zu verwenden, wird im ersten Kapitel ausführlich dargelegt.

Im zweiten Kapitel „Postsouveräne Subjekte – Butlers Subjekttheorie“ geht es in erster Linie um die Frage, wer oder was eigentlich ein Subjekt ist. Ausgehend von Butlers Grundannahme, dass Subjekte nicht aus sich heraus ontologisch bestimmbar sind, sondern nur innerhalb diskursiver Formationen, kontextualisiert Villa zentrale Begriffe wie „Identität“ und im Anschluss daran „*Identity Politics*“, „Repräsentation“ und „Subjektivation“. Die Vorstellung eines autonomen, mit sich selbst identischen Subjekts als Grundlage jeglicher (politischer) Handlungsfähigkeit wird von Butler aufgegeben zugunsten eines aus diversen Fragmenten zusammengesetzten und niemals abgeschlossenen (und in diesem Sinne postsouveränen) Subjekts. Anstelle von Subjektsein geht es Butler um Subjektwerdung und die fortwährenden Mechanismen von Verwerfung, Melancholie und Verlust, die diesen Prozess begleiten. Villa verdeutlicht, dass eine solche Sichtweise auf das Subjekt zunächst einmal zum empörten Aufschrei vor allem in feministischen Kreisen geführt hat, wo doch der feste Signifikant ‚Frau‘ als unumstößliche Grundlage für politische Handlungsfähigkeit galt. Aber Villa macht – wie viele andere auch – klar, dass Butler weder Subjekte abschaffen will noch unpolitisch ist, sondern lediglich die Grenzen dessen, was als politisch gilt, in Richtung Sprachkampf erweitert und Politik nicht erst in den scheinbar fertigen Subjekten, sondern schon in den vielfältigen Möglichkeiten ihrer Genese verortet.

Kapitel drei „Intelligible Geschlechter“ geht dezidiert auf den Umgang Butlers mit der vorherrschenden Geschlechterordnung ein. Es ist das zentrale Kapitel zum Verständnis Butlers als feministischer Theoretikerin, weil es hier um Geschlecht, verstanden als Effekt hegemonialer Diskurse und diskursiver Naturalisierungen, geht. Anhand von Begriffen wie *sex* und *gender* und der „zwangsheterosexuellen Matrix“ werden die zwanghaften Regulierungsverfahren des Geschlechts und der Sexualität unter die Lupe genommen und die performative Dimension des Geschlechts offengelegt. Villa bringt uns Butlers Denkansätze näher, indem sie sehr ausführlich erklärt, was genau mit „Naturalisierung“ oder „Performativität“ bezogen auf die Geschlechtsidentität gemeint ist und verweist mit Butler auf die Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und prinzipielle Wandelbarkeit des Geschlechts. Sie klärt aber auch häufige Missverständnisse im Umgang mit Butlers Theorie auf,

z.B. den weit verbreiteten Irrtum, dass Geschlecht wie Kleider gewechselt werden könne. Geschlechterverhältnisse bei Butler sind Macht- und Herrschaftsverhältnisse mit Zwangsdimension, *sex* und *gender* sind naturalisierte und machtverschleiernde Konstruktionen und Subjekte sind – um überhaupt intelligibel, also gesellschaftlich lesbar, sein zu können – dazu gezwungen, die Norm zunächst einmal zu zitieren, bevor sie diese mit nicht-identischen Wiederholungen eventuell resignifizieren können.

Wie genau Körper, und damit auch Geschlechtskörper, entstehen, ist Inhalt des vierten Kapitels „Materielle Körper“. Nachdem Butler sich Vorwürfe aus dem feministischen Lager gefallen lassen musste, die in ihrer Theorie eine Abschaffung des weiblichen Körpers und somit auch der konkreten weiblichen Körpererfahrung sahen, hat sie sich vor allem in *Körper von Gewicht* (1993) mit Fragen des Konstruktivismus und der Morphogenese auseinandergesetzt. Villa zeichnet diese Auseinandersetzung nach und betont dabei einmal mehr, dass es in Butlers radikal-konstruktivistischem Theoriedesign nicht um die Abschaffung von Körperlichkeit geht, sondern um die soziale, kulturelle und historische Ausformung der Geschlechterkonstruktionen. Die Ebene des Körpers verliert bei Butler aus dem Grunde die ‚Natürlichkeit‘ und somit ebenfalls ein Stück weit die Unmittelbarkeit, weil, laut Butler, selbst unsere Körperfantasien und damit verbunden die Morphogenese politisch und historisch geprägt sind. Auch Materialität und das Empfinden und Erfahren der eigenen Körperlichkeit sind Konstrukte innerhalb des gegebenen Diskurses, verschleiern diese Tatsache aber durch „Naturalisierung“ und „Ontologisierung“. Zentral in Butlers Denken ist nun die Umkehrung der Wahrnehmungsstrukturen und die dekonstruktive Öffnung der geschlechtlichen Kategorien. Diese Öffnung ist die Grundlage für Butlers politisches Programm und verantwortlich für die breite Rezeption Butlers im Bereich der *Queer Theory*.

In Kapitel fünf „Queer Politics – Butler als politische Philosophin“ wirft Villa einen genauen Blick auf die bereits stattgefundenen Aneignungen Butlers für politischen Aktivismus und auf die politischen Implikationen in Butlers Werk. *Queere Theorie und Politik* verabschieden sich endgültig von naturalisierten Identitätskategorien und von Identitätspolitik. Menschen werden nicht mehr auf bestimmte Aspekte ihres Körpers oder ihres geschlechtlichen Begehrens reduziert, sondern sie sollen im Gegenteil in ihren Vielheiten und Partikularitäten als Menschen lesbar werden. Es geht in Butlers politischem Programm um die systematische Offenlegung der Ausschlüsse in den Identitätskonstruktionen, auch wenn dies gerade für Feministinnen, die sich auf eine gemeinsame weibliche Identität berufen, ein schwieriger und vielleicht auch schmerzhafter Prozess ist. Villa rundet dieses politische Kapitel ab mit einem Blick auf das vor allem in den USA viel diskutierte Phänomen *hate speech* und mit der feministischen Debatte über Pornografie. Hierbei wird vor allem Butlers tiefe Skepsis gegenüber jeglichen Forderungen nach staatlicher Regulierung und ihr Plädoyer für eine immer nur vorläufige Nutzung von Kategorien betont, um immer die Möglichkeit zur Aneignung von Bedeutungen bestehen zu lassen.

Das letzte Kapitel des Buches, „Rezeption und Wirkung“, fasst Butlers Werk zusammen und bindet ihre Arbeit an zeitgenössische Diskurse an. Die Frage, warum ausgerechnet Judith Butler zum ‚Quasikultstar‘ des postmodernen Feminismus und

zur berühmten Erbin der französischen Poststrukturalisten wurde, beschäftigt Villa nachhaltig. Sie geht davon aus, dass Butlers Theorie den gesellschaftlichen Wandel hin zu einer ‚anything goes-Kultur‘ ein Stück weit widerspiegelt und aus eben diesem Grund auch Gefahr laufen kann, eigentlich politisch-soziale Fragen zu ästhetisieren oder sie in hochtheoretisches Vokabular aufzulösen. Villa wirft Butler zudem vor, dass sie sich zwar ausführlich mit der Genese und der Ausprägung von Differenzen beschäftigt, dies allerdings noch lange nichts über die damit einhergehenden sozialen und politischen Unterschiede aussagt. Deshalb plädiert sie für eine systematische Nutzung des Butler’schen Ansatzes, fordert aber gleichzeitig dessen Weiterentwicklung mit mehr gesellschaftstheoretischen und weniger ahistorischen Komponenten.

Paula-Irene Villas Einführung in das Werk Judith Butlers ist ein sehr übersichtlicher und gut gegliederter Text. Vor allem die grauen Kästen am Anfang eines jeden Kapitels sind präzise und informativ, besser können Butlers Grundannahmen nicht zusammengefasst werden. Zudem bemüht sich Villa um eine verständliche Sprache und viele veranschaulichende Beispiele, was den Text auflockert und größtenteils leicht lesbar macht. Allerdings, und das ist sehr auffällig, gibt es innerhalb der einzelnen Kapitel und auch zwischen den Kapiteln teilweise so enorme Stil- und Niveauunterschiede, dass es den Anschein hat, als würde aus einem ‚Lustigen Taschenbuch‘ auf einmal ein Fremdwörterlexikon und umgekehrt. Ein bisschen mehr Stringenz bezüglich des Stils hätte dem Text gut getan, wobei dies ein ästhetischer und kein inhaltlicher Kritikpunkt ist.

Villas Einführung ist vor allem für solche LeserInnen geeignet, die sich noch nie explizit mit postmodernem oder poststrukturalistischem Gedankengut und mit Judith Butler auseinander gesetzt haben. Vergleicht man sie mit der etwas älteren Einführung von Hannelore Bublitz, so lässt sich festhalten, dass Bublitz ein größeres Vorwissen seitens des Publikums voraussetzt als Villa. Alles in allem ein durchaus lesenswertes Buch mit nützlichen Literaturangaben zur weiteren Lektüre, falls der Butlerfunke übersprungen sein sollte.

*Elisabeth Holzleithner*

## Geschlechterfragen im Spiegel des Rechts

*Lena Foljanty/Ulrike Lembke (Hrsg.): Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch, Baden-Baden 2006 (Nomos-Verlagsgesellschaft, 357 S., 19,90€).*

Am neuen Studienbuch *Feministische Rechtswissenschaft* überrascht in Zeiten der *Gender, TransGender* und *Queer Studies* möglicherweise der Titel: Dass die Auseinandersetzung mit Geschlechterfragen im Recht unter dem Attribut „feministisch“ läuft, mag auf den ersten Blick fast anachronistisch erscheinen. Allerdings hat es seine guten Gründe, welche das AutorInnenkollektiv in seiner Einleitung zu diesem



erfreulichen Grundlagenwerk überzeugend darlegt: Es geht darum, die Verbindung mit Frauenbewegung und feministischen Anliegen auch begrifflich präsent zu halten. Damit soll gleichzeitig der Begriff des Feministischen mit einem erweiterten Gehalt aufgeladen werden, indem die in den letzten Jahren verstärkt artikulierten Anliegen einer differenzierten und kontextsensiblen Betrachtung von Geschlechterfragen aufgenommen und Machtvektoren wie Ethnizität, Religion, Behinderung oder sexuelle Orientierung mit einbezogen werden. Dass dies im Einzelnen nicht einfach einzulösen ist, liegt an der Komplexität der Problematik. Insofern ist es völlig plausibel, dass in einzelnen Kapiteln die fokussierende Betrachtung ‚allein‘ der Geschlechterverhältnisse und deren rechtlicher Konstruktionen überwiegt.

Das Studienbuch, das als erstes seiner Art in Deutschland gelten darf, ist umfassend angelegt und gibt Einblick in eine Vielzahl von Rechtsmaterien. Die einzelnen Beiträge verarbeiten durchwegs eine imponierende Fülle von Material aus den Bereichen der Rechtswissenschaften ebenso wie der politischen Philosophie oder feministischen Theorie. Ein besonderer Bonus ist die vorzügliche Auswahlbibliografie. Gut gelungen ist der Spagat zwischen hohem wissenschaftlichem Niveau und Vermittelbarkeit auch für ein nichtjuristisches Publikum. Das ist ein großes Verdienst, haben doch feministische Rechtswissenschaften respektive *Legal Gender Studies* im Konzert der allgemeinen, zumeist sozial- und kulturwissenschaftlichen *Gender Studies* keinen ganz leichten Stand. Denn das Recht wird häufig als Herrschaftsdiskurs abgestempelt; im Hintergrund steht dabei, so mein Eindruck, ein unterkomplexes Verständnis von Recht, das stark auf dessen strafenden Aspekt fokussiert und die vielfältigen Schichten des Rechts, auch die Möglichkeiten, die es für feministische Anliegen eröffnet, voreilig auf die Seite schiebt. Das wird nach Lektüre des Studienbuchs wohl nicht mehr möglich sein.

Das Studienbuch setzt ein mit Überblickskapiteln zu „Frauen in der Geschichte des Rechts“ (Friederike Wapler) und „Feministischen Theorien“ (Annegret Künzel). Stärker ans genuin Juristische geht es im nächsten Abschnitt, der „Grundannahmen des Rechts“ (Anja Schmidt) in den Fokus feministischer Kritik stellt. Analysiert werden zentrale juristische Topoi wie die Behauptung der Neutralität des Rechts. Diese Schimäre und ein häufig damit verbundenes formalistisches Gleichheitsverständnis zu kritisieren gehört zu den klassischen Themen feministischer Rechtswissenschaften. Anhand unzähliger Beispiele kann aufgezeigt werden, inwieweit formal gleiche Normen haarsträubend ungleiche – Frauen benachteiligende – Ergebnisse zeitigen. Mittlerweile wird das im Recht über den Begriff der „indirekten Diskriminierung“ auch anerkannt. Hier erweist sich, wie zentral eine Befassung nicht nur mit dem Inhalt des Rechts, sondern auch mit dem Methodischen ist. Leider kommt im Kapitel von Schmidt die Befassung mit den juristischen Methoden als den Instrumenten juristischer Machtausübung zu kurz. Das ist bedauerlich, wäre es doch gerade für NichtjuristInnen interessant zu sehen, wie die Jurisprudenz methodisch ‚tickt‘.

Im nächsten Abschnitt führt Michael Wrase auf instruktive Weise in die „Gleichheit unter dem Grundgesetz und Antidiskriminierungsrecht“ ein. Nachvollzogen wird der Weg von der frühen Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts, das Frauen „Gleichwertigkeit bei Andersartigkeit“ attestierte, über ein formales bis hin zu einem mittlerweile materialen Verständnis von Gleichheit, das den Abbau sozial-

er Benachteiligungen anstrebt. Unter Bezugnahme auf den Ansatz von Susanne Baer betont Wrase die Vorzugswürdigkeit von Konzepten, die Gleichheit als Hierarchisierungsverbot interpretieren. Beim folgenden Blick auf das geltende Antidiskriminierungsrecht im Kontext europäischer Vorgaben wird kurz die „Intersektionalität von Diskriminierungsfaktoren“ skizziert.

Doris Liebscher und Maria Wersig widmen sich unterschiedlichen Bereichen des tätigen Lebens: einerseits der Erwerbsarbeit, andererseits der unbezahlten Arbeit. Weiterhin ist die nach Geschlechtern segregierte Berufswelt eine unbefriedigende soziale Realität, die Männer und Frauen ebenso separiert wie etwa einheimische Frauen und Frauen mit Migrationshintergrund und unterschiedlichem Aufenthaltsstatus. Liebscher widmet sich im Detail den arbeitsrechtlichen Regelungen des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) und zeigt Chancen und Grenzen dieses neuen Instrumentariums auf. Unbezahlte Arbeit findet häufig im Kontext ehelicher Verhältnisse statt, insofern liegt es nahe, dass Wersig in ihrem Kapitel ausführlich auf die Institution der Ehe eingeht und sie einer profunden Analyse unterzieht. In diesem Abschnitt finden sich auch wichtige Ausführungen zum Sozialrecht. Aufgrund seiner eigenständigen Bedeutung hätte es – dies als Anregung für eine zweite Auflage – wohl ein eigenes Kapitel verdient.

Die folgenden Texte befassen sich eingehend mit verschiedenen Facetten menschlicher Körperlichkeit. Zunächst führt Maria Wersig in die hochaktuellen und zunehmend heftiger werdenden Debatten über „Reproduktion zwischen ‚Lebensschutz‘, Selbstbestimmung und Technologie“ ein. Das Spektrum des knappen Kapitels reicht von der rechtlichen Regulierung des Schwangerschaftsabbruchs über neue Verfahren der Reproduktionsmedizin bis hin zum kurz gestreiften Thema der Bevölkerungspolitik.

Ulrike Lembke schließt an mit einem anschaulichen Kapitel zu „Gewalt und Freiheit“. Das Spektrum umfasst bedeutende Themen wie den zuletzt erfreulicherweise expandierenden rechtlichen Gewaltschutz im persönlichen Nahraum und juristische Konstruktionen von sexualisierter Gewalt. Der Befassung mit Tötungsdelikten in Beziehungen (Stichwort „Tötung des Familientyrannen“) folgen kurze Reflexionen über den neuerdings hoch im akademischen und politischen Kurs stehenden Begriff der „kulturellen Gewalt“; der Verweis auf „Kultur“ wird bisweilen dafür verwendet, Gewalt zu erklären oder gar zu legitimieren. Lembke weist völlig richtig darauf hin, dass der Begriff der Kultur nicht bloß als Marker für (z.B.) die „Ehrenmorde“ der „anderen“ dienen, sondern dass Gewalt als Element geschlechtsspezifischer Sozialisation und damit „unserer eigenen“ Kultur stärker wahrgenommen und bearbeitet werden sollte.

Das Kapitel von Anja Schmidt über „Geschlecht und Sexualität“ spannt den Bogen von einer grundlegenden Betrachtung über die auch und gerade juristisch institutionalisierte „bipolare Heteronorm“ hin zur Analyse einzelner Fälle, in denen diese Norm und mit ihr das Recht sichtlich an seine Grenzen gerät. Die Rede ist von Intersexualität, Transsexualität und Transgender und den damit verbundenen Fragen u.a. nach dem rechtlichen Personenstand bzw. danach, wer wir (rechtlich) füreinander sein können – wen wir etwa heiraten können. Der Abschnitt über Homosexualität, der sich mit der früheren Kriminalisierung gleichgeschlechtlicher

sexueller Handlungen und dem mittlerweile bewährten Rechtsinstitut der eingetragenen Lebenspartnerschaft befasst, behandelt das Thema auf konventionelle Weise; Ansätze der *queer theory* werden nicht berücksichtigt. Das tut dem juristischen Informationswert aber keinen Abbruch. Betrachtungen über die neuen rechtlichen Regelungen von Prostitution – nunmehr offiziell kein sittenwidriges Gewerbe – und von Pornografie beschließen diesen Teil.

Auch Lena Foljanty macht in ihrem Abschnitt über „Repräsentation und Normkreation“ ein ausgedehntes Themenspektrum auf. Es stellt die Frage nach der Repräsentation von Frauen in Gesetzgebung wie Verwaltung und befasst sich dabei nicht nur mit den einschlägigen Vorgaben des deutschen Rechts, namentlich des Grundgesetzes, sondern unterzieht dessen Konzeption einer Analyse und Kritik aus der Perspektive prominenter Ansätze der politischen Philosophie (etwa von Iris Marion Young oder Nancy Fraser). Ein wichtiger Abschnitt gilt dem Geschlechterverhältnis in der „Vierten Gewalt“, den Medien.

Das folgende, etwas verschlungen strukturierte Kapitel von Bärbel Sachs gilt „Internationalen Bezügen“. Es stellt damit einen ganz wesentlichen Kontext des geltenden nationalen Rechts dar, das auch im Rahmen völkerrechtlicher Verpflichtungen zu sehen ist. Dabei geht es um so zentrale Themen wie die rechtliche Regelung von (freiwilliger wie erzwungener) Migration im Licht der Vorgaben des humanitären Völkerrechts, etwa des Rechts auf Asyl. Im Abschnitt über Frauenrechte als Menschenrechte weist Sachs zutreffend auf den bedeutenden und bisweilen nicht hinreichend beachteten Stellenwert der inhaltlich sehr anspruchsvollen UN-Konvention zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau (CEDAW) hin. Die gerade auch im Kontext um die Umsetzung der Konvention geführte Debatte über Menschenrechte (Frauenrechte) versus Kulturrelativismus wird kurz angerissen.

Ein Abschnitt über „Strategien und Politiken“ von den Herausgeberinnen beschließt den Sammelband. Unter Berücksichtigung von historisch gewachsenen Erscheinungsformen feministischer Praxis in Frauenprojekten landen die Autorinnen bei der Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik im Zuge der 80er Jahre – darunter dem Versuch, das Patriarchat mit dem Brecheisen der Quotenregelungen aufzuknacken – und schließlich dem bisweilen kritisch beäugten, bei entsprechendem Einsatz aber nicht zu unterschätzenden Werkzeug des Gender Mainstreaming. Identitätspolitik wird als homogenisierend kritisiert; in Anlehnung an queere Interventionen plädieren die Autorinnen dafür, eher auf Allianzen im Rahmen einer pragmatischen Interessenpolitik zu setzen und sich nicht auf eine angeblich einheitliche, durch das Geschlecht verbundene Gruppe zu verlassen.

In gewisser Hinsicht fangen genau an dieser Stelle die Debatten wieder von vorne an: Worauf beziehen sich dann feministische Interventionen, wenn nicht auf die Interessen von ‚Frauen‘? Was kann der feministische Blick sehen (helfen)? Das Gespräch geht weiter, frisch inspiriert durch das vorliegende Studienbuch, das eine Fülle von Einsichten vermittelt und Impulse gibt. Den AutorInnen sind für ihr Grundlagenwerk viele LeserInnen zu wünschen und den feministischen Rechtswissenschaften, dass sie nicht zuletzt Dank dieses Buchs im deutschsprachigen Raum einen weiteren kräftigen Aufschwung erleben, auch über die Grenzen juristischer Zirkel hinaus.

Eva Voß

## Mobil dank Mobylette – Frauen- und Geschlechtergeschichte in Bewegung

Johanna Gehmacher/ Maria Mesner (Hrsg.): *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen. Perspektiven*, Wien 2003 (Studienverlag, Paperback, 240 S., 24,90 €).

Den Buchumschlag zielt das Bild einer jungen Frau, die, wenngleich noch nicht auf einer Mobylette (zu Deutsch: Mofa), aber immerhin schon sehr fortschrittlich auf einem Fahrrad mit gebogenem Lenker sitzt. Es ist eine Studioaufnahme aus dem Jahr 1893 und die junge Frau ist niemand anders als Mitzi Abl, Gründungsmitglied des Grazer Damen-Bicycle-Clubs, der ersten Fahrradvereinigung von Frauen in Europa. Das Bild ist nicht allein deswegen als Einstieg in die bewegte Geschlechtergeschichte sehr gut gewählt, weil es so deutlich zeigt, wie Frauen Ende des 19. Jahrhunderts versuchten, auch die ihnen aufgelegten physischen Ketten und den abgesteckten Rahmen häuslicher Immobilität zu sprengen. Die Aufnahme ist darüber hinaus eine gelungene Metapher für eine *Frauenbewegung*, die mit politischen und sozialen Forderungen (man denke an die radikalen Suffragettenbewegungen in Großbritannien zu dieser Zeit) begann und sich alsbald mit einer wissenschaftlichen Bewegung, nämlich der Frauen- und Geschlechtergeschichte fortsetzte und verband. In eben diesem Spannungsfeld von Theorie und Praxis bewegt sich auch der vorliegende Sammelband, der sich ganz dezidiert als „textbook“ versteht (dieser Begriff wird von den Herausgeberinnen gegenüber dem deutschen „Lehrbuch“ favorisiert) und sich vorrangig an Studierende und Neulinge der Frauen- und Geschlechtergeschichte richtet. Dementsprechend sind die Beiträge weniger an aktuelle Forschungsdiskussionen angelehnt, sondern versuchen vielmehr einen Überblick über Themen, Positionen, Begrifflichkeiten und Literaturangaben innerhalb der Disziplin zu schaffen.

Im ersten Teil werden gesellschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungslinien der Frauen- und Geschlechtergeschichte aufgezeigt. Die Beiträge von Gabriela Rauch („Wir, die viele Geschichten haben...“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext“) und Andrea Griesebner („Geschlecht als soziale und als analytische Kategorie“) dienen einer generellen Erfassung von unterschiedlichen Positionen und Interpretationen der Kategorie Geschlecht, die über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten verfolgt werden. Abgerundet wird der erste Teil durch einen sehr gelungenen Überblick über die wichtigsten publizistischen ‚Institutionen‘ im In- und Ausland (Margareth Lanzinger: „Mediale und kommunikative Orte der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zeitschriften, Websites, Tagungen...“).

Von den gesellschaftlichen Aspekten und Rahmenbedingungen der Forschung geht es im zweiten Abschnitt um die in der Wissenschaft angebotenen theoretischen und methodischen Zugänge der Frauen- und Geschlechtergeschichte und deren Grenzen. Mona Singer kritisiert beispielsweise in ihrem Artikel „Feministische

Epistemologie“, dass jedes Interesse und jedes erkenntnistheoretische Konzept stets an einen Standort gebunden und damit Ausdruck einer bestimmten Hegemonie der/des Forschenden sei. Ebenso deutlich zeigt Elisabeth Holzleithners Analyse („Gleichheit – Ungleichheit – Differenz. Rechtliche Dimensionen der Geschlechterfrage in geschichtlicher Perspektive“), wie durch rechtliche Normierungsverfahren auf österreichischer und europäischer Ebene die Geschlechtergleichheit zu definieren versucht wird, wobei nach Auffassung der Autorin damit auch der individuelle Handlungsspielraum deutlich eingeengt wird, in dem Sinne, dass durch die Gesetze hegemoniale Diskurse zementiert und Gleichstellungspolitiken (neoliberal) instrumentalisiert werden. In einer ähnlichen Argumentationslogik weist Brigitte Kossek („Die Politik des Visuellen. Zur Sexuierung und Rassisierung von Körpern/Identitäten“) darauf hin, dass Versuche der Über- und Unterordnung von Lebensweisen und -stilen nicht allein auf der geschlechtlichen Ebene stattfinden. Kossek betont hingegen die Verstrickung von Geschlecht mit anderen identitätsbestimmenden Kategorien wie Ethnie, Alter, Sexualität etc. Aus einer postkolonialen Perspektive betrachtet, ist es ihr wichtig, auf diese in der Wissenschaft häufig vernachlässigte Durchdringung verschiedener gesellschaftlicher Differenzen hinzuweisen, die ansonsten nur im Bereich des *black feminism* durchgehend Beachtung finden. Mit der Kritik an den Methoden und Konzepten in der Forschung setzen sich auch Eva Blimlinger und Ela Hornung („Feministische Methodendiskussionen in der Geschichtswissenschaft“) auseinander, die einen Bogen von den Anfängen und Praktiken der Frauenforschung sowie deren Ausdifferenzierungen bis hin zu aktuellen Methodendiskussionen spannen.

Im dritten großen Teil des Bandes werden anhand einzelner Themenfelder konkrete empirische Einblicke im Bereich der Frauen- und Geschlechtergeschichte ermöglicht und weiterführende Forschungsdesigns entworfen (u.a. mit Beiträgen von Andrea Ellmeier: „Arbeit. Ökonomie. Konsum. Zur Transformation von Bedeutungsanordnungen“, Franz X. Eder: „Sexualitäten und Geschlechtergeschichte“ und Maria Mesner/Verena Pawlowsky: „Kinder kriegen. Generativität als historisches Thema“)

Das Kompendium, das stark durch die Debatten der österreichischen Frauen- und Geschlechtergeschichte geprägt ist, stellt eine veritable Bereicherung in der Beschäftigung mit dieser historiografischen Forschungsrichtung dar. Dies gilt nicht nur ob des verständlich gehaltenen inhaltlichen Angebots, das durch weiterführende Literaturangaben sehr anschaulich aufbereitet wurde. Der Band versteht sich in erster Linie als „Brücke“ zwischen einer von den Herausgeberinnen als in hohem Maße „introvertiert“ beschriebenen österreichischen Forschungslandschaft und einer neuartigen Beschäftigung mit anderen europäischen und außereuropäischen Denkrichtungen. So wäre es den engagierten AutorInnen sehr zu wünschen, dass ihr Angebot einer Auffächerung und Kooperation mit anderen europäischen und außereuropäischen Forschungseinrichtungen auch tatsächlich wahrgenommen würde und es zu produktiven Auseinandersetzungen über die Staatsgrenzen hinaus käme. Ein grenzüberschreitender Dialog der Disziplinen würde das Rad der Wissenschaft nicht

unbedingt neu erfinden, gleichwohl aber für eine auch in Zukunft *bewegte* Frauen- und Geschlechtergeschichte sorgen.

Franziska Schöbler

## Der Satz in die Leere: Jenseits der Geschlechterbinarität

Annette Runte: *Über die Grenze. Zur Kulturpoetik der Geschlechter in Literatur und Kunst*, Bielefeld 2006 (Transcript-Verlag 2006, 381 S., 28,80€).

Der Band *Über die Grenze* von Annette Runte versammelt bereits publizierte Aufsätze der Autorin, die jedoch erst in ihrer Konstellation historische Varianten und Transformationen geschlechtlicher Entgrenzung wie Androgynie, Transsexualität, Travestie etc. in den Blick treten lassen. Runters theoretisch überaus versierte Studien, die sich im Koordinatenkreuz von luhmannscher Systemtheorie und lacanscher Psychoanalyse bewegen und immer auch poetologisch-rhetorische Aspekte berücksichtigen, entfalten ein breites historisches Panorama: Zum Gegenstand werden die barocke höfische Kultur in ihren feinen Übergängen zur bürgerlichen Innerlichkeit (Abbé de Choisy), die französische Literatur des 19. Jahrhunderts (George Sand und die Dekadenz-Literatur) sowie deutschsprachige Texte zwischen Romantik (Karoline von Günderode) und Jahrhundertwende (Hugo von Hofmannsthal). Im letzten Abschnitt des in vier Sequenzen untergliederten Bandes – die Zwischentitel leuchten allerdings nicht immer ganz ein – widmet sich die Autorin darüber hinaus dem Tanz (Vaslav Nijinsky), nach Maurice Béjart *die* zentrale Ausdrucksform des zwanzigsten Jahrhunderts, der metaphysischen Malerei (Giorgio de Chirico) und der Popart (Andy Warhol).

Diese möglicherweise disparaten Schwerpunkte werden durch ein theoretisches Grundmodell vernetzt: Runte geht mit Luhmann von der Ausdifferenzierung der Wissensfelder in der Moderne aus, die im Wesentlichen – so Luhmann in *Liebe als Passion* – durch die Paradoxierung von semantischen Systemen, das heißt durch Ambivalenzbildung, vorangetrieben wird. Dieser Prozess führt notwendigerweise auch zur Entgrenzung der Geschlechterbinarität und lässt sich als Dispersion des abendländischen Identitätsmodells beschreiben. Der Titel *Über die Grenze* weist mithin ins Herz der bürgerlichen Moderne:

Geriert sich das Projekt der Moderne schon deswegen grenzüberschreitend, weil es auf die Optimierung des Möglichen abzielt, gibt seine reflexiv gesteigerte Ambivalenz einer ‚Rhetorik der Doppelfiguren‘ (Gerhart von Graevenitz) statt, auf die sich Phantasmen der Spaltung, Vermischung und Identitätsauflösung projizieren ließen. (S. 14)

Dem Geschlechterdiskurs kommt innerhalb dieser Ausdifferenzierung eine besondere Funktion zu, wie vor allem die geschlechtlich überdeterminierte Kulturkrise um 1900 kenntlich werden lässt. Otto Weininger beispielsweise beklagt

in seiner 1903 erschienenen Studie *Geschlecht und Charakter* die grundlegende Feminisierung der Kultur, die eine „Ent-Universalisierung“ des Männlichen mit sich bringe (S. 244).

Die Studien Runttes sind auf diverse Formen der geschlechtlichen Differenzierung zentriert, genauer: auf hermaphroditische Phantasien, auf Dispersionsformen des Identischen, die durch Travestie und Androgynie, ebenso durch serielle Reproduktion, durch die Konstruktion von Leere als Projektionsraum paradoxaler Einschreibungen, durch die Übernahme von Funktionsstellen des Weiblichen durch das Männliche und anderes mehr hergestellt werden. Die Lektüren umkreisen diese kulturellen Varianten geschlechtlich entgrenzter Ausdrucksformen und stellen vielfach die rhetorischen bzw. ästhetischen Effekte der Ambivalenzproduktion in Rechnung: Die Auflösung von geschlechtlicher Identität (durch Paradoxa) wiederholt sich beispielsweise in der Zersplitterung des Raumes, wie sie in de Chiricos Bildern herrscht, in der intertextuellen Zerstreuung der Memoiren des Abbé de Coisy sowie in der Anverwandlung fremder Stile in Hofmannsthals *Andreas*-Fragment. Beeindruckend ist die Fülle an Informationen, die die Autorin verarbeitet, und die philologische Präzision ihrer Analysen. Allerdings ist die Lektüre aufgrund des komplexen theoretischen Apparats und des Nachvollzugs paradoxaler Bewegungen geschlechtlicher Performanz überaus anspruchsvoll.

In ihrem Beitrag über Andy Warhol, der etwas genauer vorgestellt werden soll, geht Runte der Signatur einer narzisstischen Ikone nach, „deren vielzitierte sexuell-geschlechtliche Neutralität auf der Dekonstruktion von Identität durch Serialisierung beruht“ (S. 355). Warhols Kunst der Serialität sowie seine Selbstinszenierung als Leere verkünden das Verschwinden des abendländischen Subjekts, wobei auch diese Form der Entgrenzung als Paradoxiebildung im Sinne Luhmanns beschreibbar ist: Ähnlich wie in de Chiricos Bildern die Objekte zu Subjekten, die Dinge hingegen vermenschlicht werden, arbeitet Warhol, der sich wiederholt als Apparat imaginiert, mit „vermenschlichter Entmenschlichung“ (S. 359). Seine seriellen Bilder heben zudem die Grenze zwischen Hoch- und Populärkultur auf, unterlaufen die Leitdifferenzen von Identität/Differenz und Ästhetischem/Nicht-Ästhetischem und arbeiten an dem Paradox, Wiederholung durch die Produktion minimaler Differenzen und Kontingenzen als Wiederholung infrage zu stellen. Auch der Lebensstil Warhols wie seine Selbstaussagen folgen dem (paradoxen) Prinzip der Serialität. Die ‚Frauen‘ um Warhol stilisieren sich zu seinem Double, so dass der/die Andere in einer narzisstischen Phantasie zum Zwilling wird – nach René Girard eine fundamentale Bedrohung der kulturellen Ordnung. Warhol fungiert, wie unter anderem seine Vorliebe für die Farbe Weiß zum Ausdruck bringt, als leeres Zentrum, das die umgebende Gruppe in sinnvollen Einheiten organisiert (durch Liebe und Konkurrenz). Allein das Nichts, die Abwesenheit von Bedeutung, wie sie auch Warhols reproduzierte Tomatendosen verkörpern, ermöglicht Signifikation. Die Serie erweist sich auf ästhetischer wie biografischer Ebene als wirksame Strategie, um die Geschlechterbinarität zu überschreiten und ihre Genese freizulegen. In de Chiricos metaphysischen Gemälden entsteht diese Transgression durch die Automaten und Gliederpuppen, die Tradition (Statue) und Moderne (Automat) assoziieren und aus psychoanalytischer Sicht mit dem Rückzug des Vaters verknüpft sind. Die

Imaginationen der Überschreitung, die Runte in ihren Analysen rekonstruiert, sind grundsätzlich als „Ent-Universalisierung des Männlichen“ zu lesen; Kehrseite geschlechtlicher Entgrenzung ist das Verschwinden des Vaters.

Runtes Studien entwerfen das Bild einer durch Paradoxiebildung ausdifferenzierten Moderne, die sich insbesondere um 1900 geschlechtlicher Übercodierung bedient und vielfältige Spiele der Grenzüberschreitung generiert. Vor allem im letzten Teil der Untersuchung, der sich den Medien Tanz und Malerei widmet, entfaltet die Konstellation der Aufsätze (durchaus im Sinne Benjamins) ihre genuine Leistung: Motive wie Leere, Melancholie, Objekte als Subjekte werden wiederholt aufgegriffen, neu kontextualisiert, variiert und erweitert. Runte präsentiert in ihrer Aufsatzsammlung *Über die Grenze* also differenzierte Kunst- und Lebensentwürfe jenseits der binären Geschlechtermatrix, indem sie die komplexen Interferenzen zwischen Poetologien, Genres und *Gender* berücksichtigt.

Franziska Bergmann

„...dass es eben falsch ist, sich für die Kunst schön anzuziehen“

Marlene Streeruwitz

## 15 Portraits deutschsprachiger Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart

Ingeborg Gleichauf: *Was für ein Schauspiel! Deutschsprachige Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart*, Berlin 2003 (Aviva, 213 S., 19,50 €).

„Dass es eben falsch ist, sich für die Kunst schön anzuziehen“, hat die österreichische Dramatikerin Marlene Streeruwitz festgestellt (S. 110). Dies gilt sicher für die meisten Frauen, die Ingeborg Gleichauf in ihrem Buch *Was für ein Schauspiel! Deutschsprachige Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart* portraitiert. Unbequeme Themen und kritische Gesellschaftsanalysen – nicht etwa Anmut, Schönheit und Anpassung – kennzeichnen jede einzelne Autorin, die Gleichauf vorstellt. Dies gilt sowohl für die bekannteren wie Else Lasker-Schüler, Marieluise Fleißer, Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz und Dea Loher als auch für seltener im Spielplan vertretene Autorinnen wie Anna Gmeyner und Elfriede Müller, um nur einige Namen zu nennen. Das scheint jedoch die einzige Gemeinsamkeit zwischen den Dramatikerinnen zu sein. Die in der Einleitung formulierte Frage, ob es „überhaupt so etwas wie eine weibliche Dramatik“ (S. 16) gebe, bleibt unbeantwortet. Dies ist nun sicher kein Lapsus. Im Gegenteil: Die Postulierung einer genuin weiblichen Dramatik liefe Gefahr, geschlechtliche Dichotomien festzuschreiben. Ingeborg Gleichauf dagegen lenkt den Fokus auf Dramatikerinnen, um den androzentrisch orientierten Theaterkanon in Frage zu stellen. Ihr Ziel ist es aufzuzeigen, „was das Theater heute zu sagen hat, wenn die Stimmen der Dramatikerinnen gehört werden, wenn ihre Stücke zur Aufführung und zur Diskussion kommen“ (S. 15).



Behutsam geht Gleichauf dabei an die Arbeit. In jedem Kapitel skizziert sie kurz die Biografie der jeweiligen Autorin, um sich dann detaillierter den Stücken, Inszenierungen sowie der Rezeption zu widmen. Besonders positiv hervorzuheben ist, dass Gleichauf in vielen Portraits persönliche Erfahrungen integriert, als Zuschauerin und Leserin der Stücke, gleichzeitig aber auch als Interviewerin einzelner Dramatikerinnen. Gleichauf stand während ihrer Recherchen u. a. mit Gerlind Reinshagen, Kerstin Specht, Theresia Walser und Katharina Tanner in brieflichem und telefonischem Kontakt. Einige Autorinnen konnte sie sogar persönlich treffen, u. a. waren dies Dea Loher und Gesine Danckwart. Sehr erfrischend erscheint vor allem das Gespräch mit Dea Loher, die auf Gleichaufs Anfrage, ob ein persönliches Gespräch in einer Berliner Kneipe möglich sei, folgendermaßen antwortete: „Wir können uns auf ein Bier treffen (...) Interviews gebe [ich] allerdings keine mehr. Uns bliebe also nur das Schweigen. Und das [ist] kein Witz.“ (S. 165). Dennoch konnte sich eine anregende Konversation entfalten und Dea Loher beschreibt ihre Wahlheimat Berlin unglaublich treffend, wenn sie anmerkt, dass in Berlin

die verstärkten Häusersanierungen [kaum] darüber hinwegtäuschen [können], dass es sehr vielen Leuten sehr schlecht geh[t]. Berlin ist eine hässliche und schöne Stadt in einem und nirgends in Deutschland kann man so gut lesen, wie es mit unserer Republik bestellt ist. (S. 179)

Ähnlich präzise konnte Else Lasker-Schüler den Zustand Deutschlands beschreiben. Sie steht wie eine Visionärin des 20. Jahrhunderts, mit seinen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen, besonders aber auch seinen Innovationen im Bereich des Theaters am Beginn des Bandes. Lasker-Schülers Stücke brechen radikal mit einer konventionellen Gattungspoetik und entsprechen in vielerlei Hinsicht Formen des ‚postdramatischen Theaters‘ (Hans-Thies Lehmann). Gleichauf zitiert eine Kritikerreaktion auf das Arbeiterstück *Die Wupper*, das 1919 am Deutschen Theater seine Uraufführung erlebte. Es handele sich nicht, so der Kritiker, um ein typisches Drama, vielmehr gleiche es „eine[r] Bildfolge, eine[r] Ballade mit lyrischen Haltepunkten“ (S. 20). Auch viele intertextuelle Bezüge verstärken den Eindruck, dass Lasker-Schüler zeitgenössische Theaterformen antizipiert. Nicht nur formal, auch auf inhaltlicher Ebene lassen sich Innovationen erkennen. So weist der Titel von Lasker-Schülers letztem Schauspiel *IchundIch* auf zentrale Probleme der Moderne und Postmoderne hin: zunehmende Individualisierung, Isolation und Sprachkepsis. „Es gibt kein echtes Wir, nur IchundIch. Es gibt keine wahre Sprache, nur Versuche des Sichausdrückens“ (S. 26). Für die Aktualität Lasker-Schülers spricht, dass das Düsseldorfer Schauspielhaus diesen Titel – „IchundIch“ – als Motto für die derzeitige Saison 06/07 gewählt hat.

Eine zu Unrecht fast vergessene Autorin ist Elfriede Müller (geb. 1956). Sie wuchs in einer saarländischen Bauernfamilie auf, die gleichzeitig einen Gastbetrieb führte, und wurde bereits in jungen Jahren mit einem Leben konfrontiert, das sich zwischen „Stammtisch[ ], Familienfeiern, Beerdigungssessen, Lachen, Streiten [und] besoffene[m] Gelalle“ (S. 125) abspielte. Mit bissiger Ironie und „glasklarer Sprache“ (S. 124) beobachtet Elfriede Müller alltägliche Menschen und lässt sie als Figuren in ihren Stücken erscheinen. In *Die Touristen* (Uraufführung 1997 in Ober-

hausen) wirft sie einen kritischen Blick auf die Welt der reisenden, im Mittelmaß gefangenen Deutschen. Der Urlaub, so die These des Stückes, fungiert als kompensatorischer Zeitvertreib, der alles, „was man das Jahr über einstecken musste, die Enttäuschungen, das Versagen“ (S. 135) wieder gutmachen soll.

Im Urlaub muss Entschädigung dafür her, und wehe, wenn nicht! (...) Besondere Erlebnisse müssen her, damit man spürt, dass man überhaupt da ist. Und hinterher werden die Mitbringsel begutachtet, Dinge, die es ja zu Hause eigentlich auch alle zu kaufen gibt. (ebd.)

Müllers Sprache brennt sich, ähnlich wie die von Jelinek, ins Gehirn ein und setzt sich dort fest – Gleichaufs gelungenes Portrait dieser Dramatikerin ist ein Plädoyer für Müllers Wiederaufnahme in die Theaterspielpläne.

Die hier skizzierten Portraits sollen nur einen Vorgeschmack auf das bieten, was der Band leistet. Jedes einzelne Portrait bringt den Lesenden eine von 15 Autorinnen auf spannende und zugleich unterhaltsame Weise näher. Für alle Dramatik-Begeisterten, die auch Stücke kennen lernen möchten, die nicht regelmäßig aufgeführt werden, ist *Was für ein Schauspiel!* ein Muss. Zugleich motiviert Gleichauf die Lesenden dazu, „sich selbst auf die (...) Suche nach weiteren Theaterautorinnen zu machen. Der berechtigte Verdacht besteht, dass es sich lohnen könnte!“ (S. 16)

*Esther Fischer-Homberger*

## **Blick auf verleugnete Wurzeln männlich-medizinischer Macht**

*Irmtraud Hnilica: Medizin, Macht und Männlichkeit. Ärztebilder der frühen Moderne bei Ernst Weiß, Thomas Mann und Arthur Schnitzler, Freiburg 2006 (FwpF, 130 S., 29,90 €).*

„Die Medizin als männlich semantisiertes Machtfeld fungiert nicht selten als Agentin der Geschlechterordnung“ heißt es, zusammenfassend, im Umschlagtext der vorgelegten Magisterarbeit.

Die Autorin legt dies anhand verschiedener fiktiver männlicher Ärztefiguren dar. Namentlich untersucht sie Georg Letham (Anagramm von Hamlet), den Arzt aus dem Roman *Georg Letham, Arzt und Mörder* (1931) von Ernst Weiß (1882-1940), einem wenig bekannten österreichischen Autor; den Operateur Hofrat Behrens und den Seelenzergliederer Dr. Krokowski aus Thomas Manns (1875-1955) *Der Zauberberg* (1924) sowie Arztfiguren aus Arthur Schnitzlers (1862-1931) Erzählungen „Sterben“ (1892), „Dr. Gräsler, Badearzt“ und „Flucht in die Finsternis“ (1931).

Die Autorin findet in den ausgewählten Werken, die das Zentrum ihrer Arbeit bilden, viele Belege zu ihrer These. Die von ihr vorgestellten Ärzte lassen hinter

und unter ihrem Interesse für Wissenschaft und Kranke alle denkbare sexuell getriebene Gewalttätigkeit sehen: die Lust an Macht und Missbrauch, Sadismus, Vaterhass, der an Frauen ausgetragen wird, ärztlich verbrämte Erbarmungslosigkeit, perverse Werteverkehrung. Freilich stehen die Autoren dieser Ärztefiguren, wie Hnilica selbst feststellt, der ärztlich-männlichen Verfügungs- und Definitionsmacht zwar fasziniert, aber doch reflektiert und kritisch gegenüber. Dies sowohl als Künstler als auch als Männer, denen weibliche und homosexuelle Identifikationen zur Verfügung stehen, Weiß und Schnitzler außerdem als Mediziner jüdischer Herkunft mit gebrochenem Verhältnis zur eigenen Wissenschaft und zu einer Medizin, welche die Juden als biologisch ähnlich minderwertig betrachtete wie Frauen und Homosexuelle. So wird unter den Federn von Schnitzler, Mann und Weiß die abstrakte Macht des Mediziners durchsichtig auf all das hin, was sie vergeblich zu kontrollieren strebt: auf die zugrunde liegende Ohnmacht, die Unfähigkeit, sowohl sich abzugrenzen als auch Beziehungen aufzunehmen, die Angst vor dem eigenen und dem fremden – dem weiblichen, so das Resümee der Autorin – Anderen. Die vorgestellten Ärzte zeigen sich als Kranke, Entmannte, ihre Wissenschaft als Irrsinn, der Mann als Frau, die Frau als Mann, die Macht als Ohnmacht, und je nach ihrem Verhältnis zu Macht und Körper changiert ihr soziopsychisches Geschlecht.

Man wünschte sich, die Autorin wäre näher bei ihrem Material geblieben und hätte dieses etwas weniger hart an das Prokrustesbett ihrer These von der Macht der Medizin über Kranke und Frauen – die beide von alters her durch ihre Körperlichkeit quasi definiert sind – angepasst, zumal diese These nun ja nicht eben neu ist. Es bleibt auch fraglich, ob Judith Butlers Idee, Geschlecht vollziehe sich wesentlich im Akt von geschlechtszuordnendem Verhalten und habe mit Körperlichkeit nichts zu tun, in der Anwendung auf die Körpermedizin auf weitere Sicht fruchtbar bleibt. So wichtig es ist, nicht naiv vom ‚Körper‘ zu reden, so nützlich ist es vielleicht gerade auch in diesem Falle, Körperlichkeit wenigstens als eine meta-informatische Größe mitzudenken.

Dass die Autorin einer literaturwissenschaftlichen Masterarbeit nicht auch noch in einem Fremdfach wie der Medizingeschichte bewandert sein kann, ist ihr nicht zu verargen, dass sie die eigenen Grenzen kenne, darf hingegen verlangt werden. Einige stereotypisierende medizinhistorische Verkürzungen und Verzerrungen hätten mit Gewinn zugunsten genauerer Ausführungen – etwa über die im Text erwähnten Bezüge von Weiß und Schnitzler zu dem vivisezierenden Physiologen und Experimentator Claude Bernard (1813-1878) – weggelassen werden können. Die Konzentration auf ihre zentralen Texte und eine Reduktion angehäuften Materials aus der Sekundärliteratur hätte der Arbeit von Hnilica nur gut getan.



---

## Rezensionen zum Thema ,Elternschaft'



Liane Grieger

## Haus. Frauen. Arbeit.

*Tobias Bauer: Die Familienfalle. Wie und warum sich die Familiensituation für Frauen und Männer unterschiedlich auf die Erwerbsbiographie auswirkt – eine ökonomische Analyse, Zürich 2000 (Verlag Rüegger, 218 S., 29,40 €).*

*Christof Arn: HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialetischer Perspektive, Zürich 2000 (Verlag Rüegger, 633 S., 44.50 €).*

Aktuell führt die Regierung ein Elterngeld ein, um mehr Geburten bei berufstätigen Akademikerinnen zu evozieren. Ist eine Frau erst mal Mutter geworden, plagen sie jedoch nicht nur finanzielle Probleme. Vielleicht fühlt sie sich isoliert, überlastet, unterfordert, aus dem System anerkannter Qualifikationen ausgegrenzt? Der Mangel an Angeboten familienexterner Kinderbetreuung erschwert das Vereinen von Erwerbs- mit Familienarbeit. Ein Problem, das relativ leicht zu beheben scheint. Schwerer wiegt daher die empirisch belegte Tatsache, dass die für ein Kind zu leistende Reproduktions- und Sozialisationsarbeit immer noch vor allem von den Müttern geleistet wird, selbst wenn sie (wieder) beruflich engagiert sind.

Warum ist das so? Welches Ausmaß hat die Mehrbelastung von Frauen? Wo müssen sie ansetzen, um eine kollektive Änderung herbeizuführen? Diese Fragen beantworten zwei Bücher des Schweizer Verlags Rüegger auf recht unterschiedliche Weise. Das eine, *Die Familienfalle* von Tobias Bauer, beschreibt die traditionelle Arbeitsteilung in Familien und die dadurch schlechteren beruflichen Chancen der Frauen, beleuchtet die Gründe hierfür aus ökonomischer Sicht und simuliert typisierte Biografien. Bauers Ziel: Das Aufbrechen der Familienfalle.

Das andere, *HausArbeitsEthik* von Christof Arn, formuliert ethische Fragen zum Bereich der Haus- und Familienarbeit. Arn zeigt, wie gesellschaftlich existenzielle Leistungen der Haus- und Familienarbeit erbracht werden, schildert die Probleme, welche die gegenwärtigen Rahmenbedingungen der Haus- und Familienarbeit mit sich bringen und macht konkrete Verbesserungsvorschläge, die er nach Prioritäten ordnet. Arns Ziel: Eine neue Ethik der Haus- und Familienarbeit.

Hintergrund für diese beiden Bücher ist die Beobachtung, dass die Erwerbsbeteiligung der Frauen in der Schweiz in den letzten Jahren stark angestiegen ist. Dennoch sind, wie Bauer zeigt, familiäre Arbeiten nach wie vor Frauensache, die Vollzeit erwerbstätigen Männer beteiligen sich minimal.

Bauer beleuchtet die Gründe und Auswirkungen dieser Situation, indem er theoretisch und empirisch gestützte typisierte Biografien vorstellt. Diese zeigen zum einen: Die Familie ist für die Frauen ökonomisch betrachtet eine Falle. Frauen übernehmen die Familienarbeit zulasten der Erwerbsarbeit, womit sie ihre

Arbeitsmarktchancen verschlechtern. Männer profitieren von Familie und machen Karriere.

Zum anderen ist das Ausmaß der Lohndiskriminierung gravierend. Wird die geschlechtsspezifische Segmentation der Arbeitsmärkte in die Analyse einbezogen, kann lediglich rund ein Drittel der Lohndifferenz zwischen Männern und Frauen auf Unterschiede bei Ausbildung und Erfahrung zurückgeführt werden.

Wissenschaftlich ambitionierten LeserInnen liefert Bauer theoretische Grundlagen (Mikroökonomische Zeitverwendungstheorie, Humankapitaltheorie, Segmentationstheorie), Grundlagen für die empirische Analyse (Methodik der Regressionsanalyse und Simulation typisierter Biografien, Daten der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung SAKE 1995) und eine fundierte empirische Analyse. Besonders anschaulich wird diese durch die zahlreichen Grafiken zu den Simulationen ausgewählter Biografien. Leider bleibt unklar, wie und durch wen die Situation geändert werden kann.

Diesbezüglich lässt Arn in seinem Buch *HausArbeitsEthik* keine Frage offen. Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit sind Arns Hauptthema. Sein Credo: Ohne Haus- und Familienarbeit geht gar nichts. Kochen, waschen, Kinder-Pos und -Nasen putzen – diese täglichen Verrichtungen wirken ganz entscheidend auf Entwicklung und Befinden jeder Person und damit auf die Gesellschaft als Ganzes. Quantitativ äußert sich dies darin, dass die Haus- und Familienarbeit gesamtgesellschaftlich betrachtet mehr Arbeitsstunden auf sich vereint als die Erwerbswelt.

Darüber geben Arns Tagebuch-Aufzeichnungen und Zeitbudgetstudien detailliert Aufschluss. Da ist die allein erziehende Mutter, die neben ihrer 90-Prozent-Berufsarbeit 41 Wochenstunden für kochen, putzen, einkaufen, Kinder versorgen etc. aufbringt. Da ist die sechsköpfige Familie, bei der die Mutter 56 Stunden für die Haus- und Familienarbeit benötigt. Je mehr Mitglieder ein Haushalt hat, desto mehr Hausarbeit fällt an; je mehr Kinder da sind, desto mehr Reproduktions- und Sozialisationsarbeit wird geleistet (füttern, tragen, wickeln, schlafen legen / zeigen, erklären, beraten usw.).

Wie und warum also kommt es zur Minderbewertung der Haus- und Familienarbeit, und mit welchen konkreten Maßnahmen kann das geändert werden? Was stabilisiert die ungleiche Verteilung auf Männer und Frauen, für wen schafft das welche Probleme und wie können hier Rollen und Identitäten in Bewegung gebracht werden?

Für Arn ist dies – anders als für Bauer, der rein ökonomisch argumentiert – eine Frage der Ethik. Er entwickelt daher 7 Leitlinien als Bewertungssystem (Geschlechtergleichheit, Anerkennung ethischer Rechte von Kindern, Leistungsanerkennung, Zuträglichkeit für Autonomie und Persönlichkeitsentwicklung, Zuträglichkeit für zwischenmenschliche Beziehungen, Arbeitsethik und Familienethik). Mit diesem Bewertungssystem prüft Arn jede der vorgeschlagenen Maßnahmen wie etwa Lohn für Hausarbeit, Umgestaltung der Küchen oder Tagesschulen. Wer wirklich konkret werden möchte, kann sich hier Anregungen holen, ob für die politische Praxis oder den eigenen Haushalt.



Liane Grieger

## Ich will doch nur dein Bestes ...

*Claudia Kaufmann/Franz Ziegler (Hrsg.): Kindeswohl – Le bien de l'enfant. Eine interdisziplinäre Sicht – Une approche interdisciplinaire, Zürich 2003 (Verlag Rüegger, 322 S., 29,40 €).*

Kindeswohl. Ein Buchtitel, der mich kaum anspricht. Der Begriff klingt altmodisch, abstrakt. Erst der Klappentext macht mich neugierig: „Erwachsene treffen und rechtfertigen Entscheidungen für Kinder und Jugendliche mit dem Hinweis auf das Kindeswohl.“ Wohl wahr. Das fängt ja bereits mit der Zeugung an. Ungefragt kommt das Kind auf die Welt. Und dann? Die aktuell in den Medien geführte Debatte um vernachlässigte und misshandelte Kinder lässt vermuten, dass es um das Kindeswohl nicht immer gut bestellt ist. Und was ist, wenn Kinder ‚gut‘, sprich auf gesellschaftlich akzeptierte Art behandelt werden? Die Mehrheit der Eltern bemüht sich, zum Wohle ihrer Kinder zu handeln. Reflektiert und bewusst aus ethischen und pädagogischen Gründen, notgedrungen aufgrund rechtlicher Gegebenheiten oder einfach aus dem Bauch heraus. Bleibt die Frage, was genau das bedeutet. Oder anders gesagt: „Wer weiss denn, wann das Kind (ganzheitlich) wohl ist?“ (August Flammer, S. 31). Das Buch nähert sich dieser Frage interdisziplinär: Die 31 deutsch- und französischsprachigen Beiträge eines am 1. und 2. März 2002 an der Universität Freiburg in der Schweiz gehaltenen Symposiums mit dem Titel „Blickpunkt Kindeswohl“ sind nach fünf Themenbereichen geordnet:

1. „Der Begriff Kindeswohl“ – sieben Artikel beleuchten philosophisch und historisch-soziologisch, was das Konstrukt Kindeswohl bedeutet.
2. „Erkenntnisse aus Medizin, Psychologie und Soziologie“ – hier geht es in fünf Beiträgen um die Auswirkungen von Armut, ökologischer Weltsituation oder Partnerschaftsproblemen auf Kinder, um die Interaktion zwischen Eltern und Kindern und kindliche Strategien der Einflussnahme.
3. „Der rechtliche Rahmen“ – fünf Beiträge diskutieren zivilrechtlichen Kinderschutz, Elternrechte, Kinderrechte bei Scheidung der Eltern, interkulturelle Aspekte und Probleme in Zweitfamilien.
4. „Folgerungen für die Praxis“ zeigen neun Beiträge, hier gibt es konkrete Handlungsideen für die Zusammenarbeit von Vormundschaftsbehörde und Schule oder für Kinder in Migrationsverhältnissen, für die opfergerechte Beweisaufnahme bei sexueller Ausbeutung und einige weitere Bereiche.
5. „Politische Aspekte und die Kinderrechtskonvention der UNO“ werden in den letzten fünf Beiträgen diskutiert.

*Gender*-Aspekte finden nur am Rande Erwähnung, so beispielsweise bei der Diskussion von Geschlechtsunterschieden bezüglich kindlicher Reaktionen auf elterliche Konflikte (Guy Bodenmann, S. 122). Dies ist ein großer Mangel, spielt

doch die geschlechtliche Zuordnung in jedwedem Kontext eine erhebliche Rolle für das Kindeswohl.

Ansonsten ist die Themenpalette sehr vielseitig. Einige Artikel setzen spezifisches Fachwissen und -Interesse voraus, die meisten Beiträge sind auch für Laien verständlich und relevant. Dass die französischen respektive deutschen Texte nicht übersetzt werden und auch keine Zusammenfassungen zur Verfügung stehen erschwert die Rezeption etwas.

Näher vorgestellt werden im Folgenden einige nicht repräsentativ ausgewählte Artikel, deren Diskussion auch für nicht einschlägig vorgebildete LeserInnen interessant erscheint.

Der Titel des Buches, Kindeswohl, bezieht sich eigentlich auf einen Rechtsbegriff. Er bezeichnet im Familienrecht das Rechtsgut des Wohlergehens und gesunder Entwicklung. Ist das Kindeswohl gefährdet, muss nach heutiger Rechtsprechung in das Erziehungsrecht der Sorgeberechtigten eingegriffen werden. Die Einschätzung, wann das Kindeswohl gefährdet ist, ist allerdings nicht nur aus juristischer Sicht brisant. Körperliche Gewalt durch die Eltern beispielsweise war Jahrhunderte lang akzeptiert und wird erst in jüngerer Zeit als Kindeswohlgefährdung bewertet. Seit dem Jahr 2000 gibt es in Deutschland ein „Gesetz zur Ächtung der Gewalt in der Erziehung“, das entwürdigende Erziehungsmaßnahmen verbietet. Diese zivilrechtliche Regelung allein garantiert natürlich nicht, dass Kinder gewaltfrei aufwachsen, aber sie trägt dem Bewusstsein Rechnung, dass Verstöße gegen die körperliche Unversehrtheit von Kindern auch innerhalb der Familie nicht nur moralisch zu verurteilen, sondern auch Verstöße gegen die Rechtsordnung sind.

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz arbeitet in ihrem Aufsatz heraus, dass dieses Bewusstsein recht neu ist. Sie widmet sich besonders den pädagogischen Aspekten in der historischen Entwicklung des Kindeswohls und wird dabei sehr plastisch. So zitiert sie König Louis XIII., Vater des Sonnenkönigs, der seinen Sohn nach dem 25. Lebensmonat täglich auspeitschen ließ mit dem Argument: „... ich weiß genau, dass es nichts in der Welt gibt, das besser für ihn sein könnte als das. Ich weiß es aus der Erfahrung, da ich selbst davon Nutzen gehabt habe“ (S. 78). Der Begriff des Kindeswohls unterliegt also historisch variablen und kulturabhängigen Interpretationen, abhängig von dem jeweils dominanten Menschenbild. Dennoch ist der Begriff laut Nave-Herz nicht beliebig. „Der Begriff stellt ein ethisch-normatives Postulat im Hinblick auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe gegenüber einer anderen auf“ (S. 82). Nicht explizit genannt wird dabei der *Gender*-Aspekt. Eine Analyse desselben bleibt in Nave-Herz' Aufsatz außen vor. Dies ist insofern bedauerlich, als gerade in der historischen Entwicklung der Kindeswohl-Interpretationen das Verhältnis der Geschlechter zueinander eine wichtige Rolle spielen mag. Zudem ist allgemein bekannt, dass das Geschlecht eines Kindes enorme Auswirkungen beispielsweise auf elterliche Zuwendung, Erziehung und körperliche Behandlung hat – früher und heute. Eine historische Betrachtung der Kindeswohl-Entwicklung sollte dies berücksichtigen. Im Einzelnen wären Fragen interessant wie: Welche Rolle spielt bei der beschriebenen Kindesbehandlung die Befehlsgewalt des Vaters, welchen Einfluss haben Mutter und Amme, wie unterscheidet sich die jeweilige

historisch dominante Interpretation dessen, was einem Kind wohl tut, für Mädchen und Jungen?

Bedenkenswert für die heutige Erziehungs-Praxis ist Nave-Herz' Hinweis, dass die heute allgemein anerkannte Kindeswohl-Definition, die jede Instrumentalisierung von Kindern ablehnt und ihren Eigenwert betont, mit den Motiven von Eltern in Bezug auf ihren Kinderwunsch korreliert. Dahinter steht die These, dass Menschen Kinder nicht allein deshalb in die Welt setzen, damit es den Kindern gut geht, sondern auch mit Bezug auf eigene Wünsche und Vorstellungen von einem Leben mit Kindern.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Aufsatz der Schweizer Staatsrechtlerin Judith Wytenbach, die rechtsgeschichtlich die Entwicklung von einer Allmacht des Vaters hin zu individuellen Rechten Minderjähriger nachzeichnet. Sie zeigt, wie das Kindeswohl heute im Spannungsfeld zwischen Eltern, Kind und Staat ausgehandelt wird, wobei sowohl das Erziehungsrecht der Eltern und die Interessen der Gesellschaft als auch die Rechte des Kindes berücksichtigt werden.

Letztere wurden von den Vereinten Nationen am 20. November 1989 in der UN-Kinderrechtskonvention festgeschrieben. Mit dem Ziel, dass Kinder weltweit „umgeben von Glück, Liebe und Verständnis“ aufwachsen, legt die 54 Artikel starke Konvention völkerrechtlich verbindliche Standards für Minderjährige bis 18 Jahren fest. Dazu gehören

- das Recht auf angemessene Lebensbedingungen, das heißt zum Beispiel Ernährung, Kleidung und Wohnung.
- das Recht auf Bildung. Alle sollen die gleichen Chancen haben, unabhängig von den finanziellen Möglichkeiten der Eltern.
- das Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher Ausbeutung. Kinder dürfen nicht zu gefährlichen Arbeiten herangezogen werden.

Des Weiteren sichert die UN-Kinderrechtskonvention jedem Kind das Recht auf Gleichheit, Gesundheit, Spiel und Freizeit, Versorgung und Betreuung, Fürsorge und besonderen Schutz zu.

Die Juristin Regula Gerber Jenni nennt die UN-Konvention in ihrem Beitrag eine „tragfähige gesellschaftspolitische Basis für kinderrechtsverträgliches und kinderfreundliches Handeln“ (S. 287). Die „ziel- und handlungsorientierte Ausrichtung der Konvention“ mache diese sowohl zu einem juristischen Dokument als auch zu einem politischen Programm. Leider zeigt Gerber Jenni nicht die Fallstricke der Konvention auf. Schwammige Formulierungen geben den Ländern weit reichende Interpretationsspielräume. Rechtlich bindend ist die Konvention zudem erst, wenn sie Eingang in die staatlichen Verfassungen findet. Sodann müssen lokale Gegebenheiten berücksichtigt werden. Beispiel Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher Ausbeutung: Wenn in einem Land gefährliche Kinderarbeit verboten wird, bedeutet dies unter Umständen für viele Familien den Verlust ihrer Haupteinnahmequelle.

Auch geht Gerber Jenni nicht näher auf die einzelnen Artikel der Konvention ein. So besagt beispielsweise Artikel 12 der UN-Kinderrechtskonvention:

Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, das fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, das Recht zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern, und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife.

Wann aber ist ein Kind fähig, sich eine eigene Meinung zu bilden? Und wie wird diese Meinung durch Erziehung geprägt? Wenn das Kind seine Meinung (noch) nicht äußern kann, wie kann ich in seinem Sinne agieren?

Anton Hügli, Professor für Philosophie und Pädagogik, nähert sich diesem Thema philosophisch. In seinem Aufsatz geht er von der Prämisse aus, Erziehung solle zum Besten oder zumindest zum Besseren des Kindes sein. Daraus folgt für ihn die Frage:

Aber worin besteht dieses Bessere, das Pädagogik einem Menschen zuteil werden lassen kann? Wird er besser in dem Sinn, dass er sich nun besser fühlt? Oder eher, dass er nun irgendwie besser geworden ist, eine bessere Person oder besser im Person-Sein? Besser darin, ein gutes, ein gelingendes Leben führen zu können?

Die kleine Frage, was hier *besser* heiße, führt offenbar zu nicht absehbaren Weiterungen, die nicht nur pädagogisch Handelnde, sondern uns alle – als Person – zentral berühren: Was macht denn eigentlich ein gutes Leben aus? (S. 22)

Hügli diskutiert drei miteinander konkurrierende Konzepte eines guten Lebens um jenes Konzept zu bestimmen, das einer sinnvollen Interpretation des Begriffs Kindeswohl die Grundlage bieten kann: Die „hedonistische Theorie“ lenkt den Blick auf das Selbstempfinden einer Person –, wie sie sich fühlt, ist entscheidend. Die „Wunscherfüllungstheorie“ orientiert sich ebenfalls an einer subjektiven Perspektive; der Erfüllungsgrad dessen, was sie sich wünscht und was sie will, zeigt uns, ob es ihr gut geht. Die „Theorie des objektiv Guten“ dagegen abstrahiert von erfüllten Wünschen und Glücksgefühlen und geht davon aus, dass ein Leben nach dem Urteil außen Stehender dann gut zu nennen ist, wenn es einem „objektiv guten“ Leben dient, seien dies nun Güter, Fähigkeiten oder Freiheiten.

Auf den ersten Blick scheinen Theorie 1 und 2 besser geeignet, vom Kind her zu denken. Theorie 3 könnte zu leicht als Legitimation für paternalistische Eingriffe dienen, die mit wenig Rücksicht auf individuelle Bedürfnisäußerungen eine bestimmte Interpretation des Kindeswohls durchsetzen. Er konstatiert denn auch eine weit verbreitete Neigung, „Entscheidungen zum Wohl des Kindes vom Kind her legitimieren zu wollen“ (S. 25). Aber, so Hügli, dürfen wir vernachlässigen, wie jemand zu seinem Glücksgefühl kommt? Es gibt ja auch Glück auf Kosten anderer und somit Wünsche, deren Erfüllung absolut inakzeptabel ist. Das wiederum bedeutet, wir definieren wünschenswerte Wünsche, die das objektiv Gute evozieren. Wenn dem so ist, dann folgt daraus die Frage:

Wie sorgen wir für das Wohl von Personen, deren Wille (wie wir meinen) nicht schon als reif genug gilt und die darum erst dazu gebracht werden müssen, das Richtige zu wollen resp. richtig zu wollen? (S. 26 f.)

Hügli ist sich der Problematik bewusst, dass eine Theorie des objektiv Guten kaum kultur-, klassen-, geschlechts- und schichtspezifische (Vor-)Urteile überwinden kann. Dennoch glaubt er:

Es könnte gelingen, wenn wir den Gedanken ernst nehmen, dass es um das gute Leben von Menschen als Menschen geht. Falls wir davon ausgehen, dass es Grundbedürfnisse gibt, die wir als Menschen teilen, (...) wäre es auch möglich, die Fähigkeiten oder Tugenden zu bestimmen, die es einer Person erlauben, ein Leben zu führen, das als menschenwürdiges Leben gelten kann. Für das Wohl anderer zu sorgen, müsste dann heißen, diesen anderen die Fähigkeiten (und die Möglichkeit der Ausübung dieser Fähigkeiten) zu vermitteln, die sie in die Lage versetzen, ein solches menschenwürdiges Leben zu führen. (S. 27)

Dies nun sollte in der Tat Wunsch und Anspruch jeder Person sein, die für Kinder sorgt. Auf staatlicher Ebene sollte das Anliegen, Kindern die Fähigkeiten für ein menschenwürdiges Leben zu vermitteln, in verbindliche Gesetze gefasst werden. Nur so können die in der UN-Konvention festgehaltenen Kinderrechte politisch und gesellschaftlich wirksam werden.

Wie dies konkret umzusetzen ist, verrät uns das Buch für einige Lebensbereiche zwar auch. Im Ganzen betrachtet ist es aber weder Pädagogikratgeber noch politischer Leitfaden. Ziel des Buches ist es, einen Einblick zu geben in gesellschaftspolitische, juristische, medizinische, psychologische, pädagogische, ethische und philosophische Perspektiven auf das Konstrukt Kindeswohl. Dies erscheint gelungen: Der Sammelband vereinigt eine repräsentative und spannende Auswahl von Themen; dabei sind die Texte gut lesbar und können somit zu einem interdisziplinären Austausch beitragen. Auch für die Geschlechterforschung ist das Buch relevant, selbst wenn eine explizite Analyse des *Gender*-Aspekts leider ausbleibt. Immerhin bieten die meisten Texte diesbezüglich zahlreiche Anregungen zum Weiterforschen. Allen, die sich privat oder professionell mit dem Kindeswohl und seinen Widersprüchen zwischen Wissenschaft, persönlichen Überzeugungen und Zeitgeist auseinandersetzen wollen, sei das Buch empfohlen.

*Christine Bähr*

## So viel Medea war nie

*Inge Stephan: Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur, Köln/Weimar/Wien 2006 (Böhlau, 332 S., 75 schw.-w. Abb., 29,90 €).*

Ambivalenz bildet das ebenso anregende wie tragende Moment der über zweitausend Jahre andauernden Auseinandersetzung mit dem Mythos der Medea. Ausgestattet mit einer „exklusive[n] Mischung von Liebe und Hass, Leidenschaft und Kalkül, Zorn und Melancholie“ (S. 253) tritt die mythologische Frauenfigur

wechselweise und zugleich als Täterin und Opfer, Heilerin und Mörderin, Vertraute und Fremde in Erscheinung. Mit dem Auftreten Medeas werden das Unentschiedene und Unentscheidbare thematisch, sie markiert die Situation des Widerspruchs und des Konflikts.

In ihrer eindrücklich umfassend angelegten Studie *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur* widmet sich Inge Stephan dem Projekt, der anhaltenden Faszination für die „provokierende ‚Grenzgängerin‘“ (S. 252) in ihren vielfältigen Facetten auf die Spur zu kommen. Ihrer Auseinandersetzung mit den historisch, thematisch und medial weit gestreuten Medea-Variationen legt die Literaturwissenschaftlerin die These zugrunde, dass mit der mythologischen Frauenfigur vor allem vier „Konfliktfelder“ (S. 3) aufgerufen und ausformuliert werden. So stelle Medea eine „Identifikationsfigur im ‚Kampf der Geschlechter‘“ dar und fungiere in politischen und familialen Krisenmomenten als „Bewältigungsfigur“, sie diene als „Projektionsfigur in Debatten über Ethnizität und Rassismus“ und sei eine „wichtige Reflexionsfigur in den Auseinandersetzungen um die Bedeutung von Gewalt“ (S. 4-5). Die vier Bereiche besitzen das Potenzial, „an den Grundvoraussetzungen unseres westlichen zivilisatorischen Selbstverständnisses [zu rühren]“, worin für Stephan ein Grund der anhaltenden Aktualität des Stoffes bis in die Gegenwart hinein liegt (S. 3).

In fünfzehn Kapiteln werden Themen- und Problemstellungen, die die Medea-Bearbeitungen intertextuell vernetzen, sowohl in allgemeineren Überblicksdarstellungen als auch in ausgewählten, teils sehr detaillierten Einzelanalysen beleuchtet. Die Untersuchung ist nicht durch eine zentrale Kategorie wie Autor, Epoche oder Nationalität gegliedert. Vielmehr akzentuieren die Kapitel unterschiedliche Aspekte, die die genannten Konfliktfelder konturieren. Vorgestellt und diskutiert werden Entwürfe von Mütterlichkeit (Kap. I) und Familienordnung (Kap. II), Verknüpfungen von „Rasse und Geschlecht“ (Kap. III) sowie „Geschichte und Geschlecht“ (Kap. VIII), Verhandlungen von „Liebesutopie und Geschlechterdifferenz“ (Kap. VI) sowie Lesarten „zwischen Archaisierung und Aktualisierung“ im Film (Kap. XIV).

Besonderes Augenmerk richtet die Studie – auch die umfangreiche Ausstattung des Buches mit Bildmaterial betont dies – auf die mediale Vielfalt des Medea-Mythos. Auf Basis einer äußerst umfangreichen Materialsammlung aus den Bereichen Literatur, Bildende Kunst, Theater, Film und Fernsehen liest Stephan die Rezeptionsgeschichte der Medea, so der Titel, als *multimediale Karriere einer mythologischen Figur*. Die Auswahl der angeführten Zeugnisse reicht von Giovanni Boccaccios *De claris mulieribus* (um 1362) über Eugène Delacroix' Gemälde *Médée furieuse* (1838) bis hin zu Helga Novaks Hörspiel *Stadtgespräch Nr. 1* (1972) und Lars von Triers *Medea*-Verfilmung (1988). Aufgezeigt wird das im Hinblick auf Genre und Medium weit gefächerte Spektrum der Medea-Adaptionen: Zum Gegenstand werden kanonisierte Literatur (von Grillparzer über Jahnns bis Jelinek) ebenso wie Kindertheaterstücke (Osten/Lysander: *Medea Barn*, 1975) und internationale *off*-Theaterproduktionen (Bailey: *MedEia*, 2003), Ikonen der Medea-Darstellung (Huppert und Callas, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist) ebenso wie Darstellungen der Populärkultur (vor allem Fernsehfilme). Darüber hinaus erschließt die

Studie auch solches Material, dessen Bezüge zum Medea- beziehungsweise Argonauten-Mythos nicht ohne Weiteres kenntlich sind und anhand dessen intertextuelle und intermediale Referenzen zugleich dichter und differenzierter in den Blick kommen. Gleichzeitig avancieren auch in dieser Darstellung der Rezeptionsgeschichte einige der Medea-Versionen zu zentralen Referenzpunkten. Zu diesen zählen die allgemein als bedeutend anerkannten Bearbeitungen von Euripides und Seneca, auch von Cherubini, Grillparzer und Jahn, dann aber auch Pier Paolo Pasolinis *Medea*-Film (1969), Heiner Müllers Theaterstück *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten* (1983) und Christa Wolfs Roman *Medea. Stimmen* (1996). Um ein Beispiel zu nennen: Müllers Trilogie figuriert als eines der „Endspiele zwischen Geschichte und Geschlecht“ (Kap. VIII), zu denen die Autorin auch Max Beckmanns Triptychon *Die Argonauten* (1949/50), Anselm Kiefers Bilderfolge *Die Argonauten* (1990) und Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt* (1988) mit ihren apokalyptischen Szenarien zählt. Aus einer weiteren medialen Perspektive ist der Theaterstück Müllers, so zeigt Stephan, über die musikalischen Arbeiten von Heiner Goebbels zu erschließen, dessen Auseinandersetzung mit Heiner Müller „das Potential des [Medea]-Mythos in der Gegenwart in faszinierender Weise als Zwiesprache von ‚Text‘ und ‚Musik‘ zur Geltung bringt“ (S. 211).

Fokussiert die Untersuchung auf den Aspekt der Multimedialität, so richtet sich die Aufmerksamkeit vor allem auf Medea-Bearbeitungen des 20. Jahrhunderts und hier erstmals explizit auch auf Medea-Filme. Insgesamt ist das 20. Jahrhundert, wie Stephan feststellt, durch eine „fast schon inflationäre Zunahme des Interesses an Medea“ (S. 73) gekennzeichnet und führt die Medea-Rezeption demzufolge zu einem „vorläufigen Höhepunkt“ (S. 212). Ein Grund für diese Entwicklung lässt sich in der spezifischen Attraktivität ausmachen, die der Stoff insbesondere für Autorinnen der zweiten Jahrhunderthälfte gewinnt: „Bis auf wenige Ausnahmen“, so konstatiert Stephan,

setzt eine nennenswerte Auseinandersetzung mit Medea erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein, verstärkt sich nach 1968 und findet ihren Höhepunkt nach 1989, wo es deutlich mehr Medea-Texte von Autorinnen als von Autoren gibt. (S. 5)

Bildet der Geschlechter-Diskurs einen kontinuierlichen Horizont, an dem sich die einzelnen Analysen der Medea-Studie abzeichnen, wird die Aneignung der mythologischen Frauenfigur durch Autorinnen vor allem im Kontext politischer Umbruchszeiten, nämlich 1945, 1968 und 1989, thematisiert (Kap. IX). Entlang der Frage nach den Identifikationspotenzialen der Medea, die sich mit der Problematisierung des ‚Mythos Frau‘, des politischen Widerstands oder des Themas ‚Mütterlichkeit‘ verbindet, lassen sich Kontinuitäten und Wandel der Rezeption durch Frauen verfolgen. Aufgezeigt wird die Positionierung und Funktionalisierung Medeas in feministischen Diskursen sowohl um 1900 als auch vor allem in der Zeit nach 1945 bis zur Gegenwart (Kap. X). Ins Blickfeld rückt die nachhaltig wirksame Präsenz Medeas im Kontext der Neuen Frauenbewegung, deren Faszination für die ambivalente Frauenfigur nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der These von der „Rückkehr der monströsen Frau“ zu diskutieren sei (S. 165).

Stephans *Medea*-Studie gibt einen äußerst facettenreichen Überblick zur Medea-Rezeption. Sie lenkt, in anregender Weise, die Aufmerksamkeit auf ‚Ränder‘ des (literaturwissenschaftlichen) Medea-Diskurses – sei es, indem die Untersuchung unveröffentlichte Manuskripte oder bislang eher unbeachtet gebliebene Medea-Variationen im Fernsehfilm oder *off*-Theater einbezieht, sei es durch intertextuelle Lektüren medial verschiedener Arbeiten oder indem ein Fokus in besonderem Maße auf „den Anteil der Autorinnen an der Rezeptionsgeschichte des Medea-Mythos“ (S. 5) gerichtet wird.



---

Rezensionen zum Thema  
*„Jenseits von Gender“*



Antje Harms

## Performanz und Politik

Detlef Georgia Schulze / Sabine Berghahn / Frieder Otto Wolf (Hrsg.): *Politisierung und Ent-Politisierung als performative Praxis*, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 236 S., 27,90 €).

Der Sammelband *Politisierung und Ent-Politisierung als performative Praxis* geht auf eine gleichnamige Tagung zurück, die im Oktober 2005 von dem DFG-Projekt „Der Rechtsstaat in Deutschland und Spanien – Politisierung des Rechts und Entpolitisierung der Politik am Beispiel der staatlichen Reaktionen auf den bewaffneten Kampf der RAF und der GRAPO/PCE(r)“ veranstaltet wurde. Ausgehend vom Konzept der Performativität will der Tagungsband untersuchen, wie bestimmte Themen und Gegenstände zu politischen, juristischen, ökonomischen, privaten oder öffentlichen Konfliktfeldern gemacht werden. Dabei soll nach den performativen Mitteln gefragt werden, die beispielsweise „den Markt“ (S. 11) als privat, das PatientInnen-Interesse als unpolitisch oder die Familie als Feld juristischer Auseinandersetzungen konstruieren.

Der Begriff der Performativität geht auf die Sprechakttheorie Austins aus den 1950er Jahren zurück. Austin bezeichnete diejenigen sprachlichen Akte als performativ, mit denen gleichzeitig eine Handlung vollzogen wird (z.B. „ich bitte um Entschuldigung“). Im Zuge des *cultural turns* erfreute sich der Begriff in den letzten Jahrzehnten einer wachsenden Verwendung in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, nicht zuletzt auch in den *Gender Studies*. Hier wird im Anschluss an Judith Butler Geschlecht nicht als biologische Tatsache, sondern als Produkt performativer Praxis verstanden. In Form von zitatformigen Wiederholungen wird Geschlecht immer wieder aufs Neue hervorgebracht. Im Kontext des Sammelbands heißt dies nun, dass die (Ent-)Politisierung eines bestimmten Themas nicht als *Deformierung* eines ursprünglichen Wesens dieses Themas zu begreifen ist, sondern als *Performierung* und Neu-Konstituierung.

Die HerausgeberInnen geben mit dem Performativitäts-Konzept einen theoretischen Rahmen vor, der es ermöglicht, „die Gegenwart zu kritisieren, ohne sich auf die Suche nach verlorenen Ursprüngen zu begeben“ (S. 15). Damit wenden sie sich gegen eine Sichtweise, die eine strikte Trennung von Öffentlichem und Privatem postuliert und infolgedessen den Zusammenhang von Staat und Gesellschaft übersehe. Thesen wie die von Jürgen Habermas et al., die eine vermeintliche Verrechtlichung der ‚Lebenswelt‘ konstatieren und diese als Übergriff des Staates auf eine potentiell herrschaftsfreie Gesellschaft verstehen, seien essentialistisch, da sie letztendlich eine Rückkehr zu vermeintlich unentfremdeten Ausgangspunkten forderten.

Statt einer pauschalen Kritik an der zunehmenden Verstaatlichung des Privaten geht es den HerausgeberInnen um die Bedeutung von Staat und Recht für die politischen Strategien gesellschaftlicher AkteurInnen. Die Beziehung zwischen Staat und Gesellschaft wird demnach als Ergänzungsverhältnis begriffen. In Bezug auf

die Analyse von Geschlechterverhältnissen heiße das, den Mythos vom Ausschluss der Frauen aus der Öffentlichkeit zu begraben; dementsprechend solle auch die Frauenbewegung die Diskussionen um Autonomie oder Institutionalisierung feministischer Politik *ad acta* legen. Statt der Frage des *Wo* von Politik gelte es, die Fragen des *Wie* zu stellen.

Folgerichtig tritt der Tagungsband denn auch für einen nicht-etatistischen Politikbegriff *à la* Carl Schmitt ein: Politik wird nicht ausschließlich in Bezug auf den Staatsapparat gedacht. So verstehen die HerausgeberInnen unter Politik „nicht die Verwirklichung einer vorgegebenen, von Philosophen ‚gewuten‘ ‚guten Ordnung‘“, sondern den „Konflikt um die Definition des Guten und dessen Durchsetzung“ (S. 10). Demnach kann Politik nicht als Substanz definiert werden, sondern nur als „Intensitätsgrad“ (S. 10) von Konflikten.

Der zwölf Aufsätze umfassende Sammelband beginnt mit einem Beitrag von Detlef Georgia Schulze, der sich mit Politik und Recht als Produkte performativer Praxis befasst. Darin strebt Schulze eine Revision des *Verrechtlichungs*-Begriffs an, dessen abwertende Verwendung im Sinne von Entpolitisierung implizit auf einen statischen Gegensatz von Recht und Politik verweist. In „Dekonstruktion und Herrschaft: Politische Implikationen antiessentialistischer Theorie“ (S. 42-57) beschreibt Petra Schaper-Rinkel die stndige Aktualisierung und Inszenierung von Identität als performativen Akt und setzt diesen in Beziehung zu Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse. Im Folgenden lotet Brigitte Kercher die Anschlussmöglichkeiten für poststrukturalistische Fragestellungen und Methoden an die politikwissenschaftliche Debatte um *Governance* vs. *Gouvernementalität* aus und skizziert, wie eine an Foucault anknüpfende Politikanalyse aussehen könnte.

Während die ersten drei Beiträge des Sammelbands grundlegenden Charakter tragen und den Begriff der Performativität in die Debatte um (Ent-)Politisierung einführen, analysieren die folgenden Beiträge konkrete Politiken in den Feldern von Recht, Ökonomie und Ethik als performative Praxen. Nicola Gabler und Anja Michaelen beschäftigen sich mit der Auslegung von Gesetzestexten unter Berücksichtigung sprachwissenschaftlicher und sprachtheoretischer Ansätze. Susanne Schulz arbeitet die Entwicklung des *reproductive rights*-Konzepts von einem Kampfbegriff der internationalen Frauengesundheitsbewegung zu seiner Verankerung im internationalen Recht heraus. Sabine Berghahn und Maria Wersig untersuchen die Bedingungen intimer Zweisamkeit unter Hartz IV und gehen der Rede von ‚staatsfreier Privatheit‘ und ‚privater Verantwortung‘ auf den Grund. Ein weiterer Aufsatz Schaper-Rinkels beschreibt die performativen politischen Praxen zur Steigerung wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit im Kontext der Globalisierung. Im Anschluss befasst sich Petra Rostock mit der Politisierung von Familie unter dem Primat der Ökonomie und skizziert in einem historischen Abriss die Veränderungen in der Familienpolitik, die mit ihrem aktuellen Fokus auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf vor allem auf ökonomische Erfordernisse reagiert. Susanne Lettow widmet sich der Politisierung von Natur- und Krperverhltnissen im Kontext von Bioethik und Biopolitik und fragt nach möglichen Handlungsperspektiven, die sich durch die Ausweitung der Grenzen des Politischen ergeben. Die

gesellschaftlichen Prozesse, die der Biotechnisierung der Medizin zugrunde liegen, sind Thema von Alexandra Manzeis Beitrag, der anhand eines Beispiels aus der Regenerativen Medizin – der Gewinnung von Stammzellen aus Nabelschnurblut – die historische Genese der biomedizinischen Verknüpfung von Körper und Technik nachzeichnet. Einen anderen Fokus auf Ent-Politisierung wählt Lea Hartung, die sich mit der Entwicklung einer kybernetischen Form der Polizei-Organisation in den 1970er Jahren durch Horst Herold, dem damaligen Chef des Bundeskriminalamts, beschäftigt und nach den damit verbundenen Veränderungen im Umgang mit politischen GegnerInnen, hier besonders mit der RAF, fragt. Der den Band abschließende Aufsatz von Frieder Otto Wolf bilanziert die Diskussion der 1990er Jahre um Identitäts- vs. Interessenpolitik und unterzieht die vermeintliche Unvereinbarkeit beider Positionen anhand einer Gegenüberstellung von Konzeptionen linker Politiken, wie sie etwa von Hobsbawm, Fraser, Young und Žižek entworfen wurden, einer kritischen Revision.

Insgesamt machen die Aufsätze deutlich, dass die politische, private oder ökonomische Gestalt eines Konflikts keine äußerliche ist, sondern sich als konstitutiv für dessen Charakter darstellt: „Je nachdem, mit welcher ‚Form‘ wir es zu tun haben, haben wir es auch mit anderen Merkmalen, Regeln etc. zu tun“ (S. 12). Darüber hinaus zeigt der Tagungsband in seiner thematischen und methodischen Vielfalt, dass Forschungen, die mit einem Performativitäts-Ansatz arbeiten, nicht nur für die Politikwissenschaft überaus gewinnbringend sein können. Auf weitere einschlägige Publikationen darf gehofft werden.

*Regula Giuliani*

## „Was geht ab?“ – Einblicke in Jugendszenen

*Doris Lucke (Hrsg.): Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten, Münster 2006 (Verlag Westfälisches Dampfboot, 268 S., 24,90 €).*

Im Sammelband der Herausgeberin Doris Lucke berichten junge Frauen und Männer, die selbst zum Teil zu den beschriebenen Jugendszenen gehören, mit geschultem soziologischem Blick über unbekanntere Jugendszenen der deutschen Gegenwartsgesellschaft. Am Anfang steht das ausgezeichnete Vorwort von Doris Lucke, in welchem die Dramaturgie vorbereitet wird: Auf welchen sozialen Bühnen spielen die Jugendszenen? Welche Gesellschaft steckt dahinter? Der Band enthält die Ergebnisse eines Gemeinschaftsprojekts von ehemaligen Studierenden zum Thema „Jugendliche Subkulturen“ an der Universität Bonn unter der Leitung der Herausgeberin. Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Im ersten Teil wird der Lebenskampf arbeitsloser und ausländischer Jugendlicher geschildert, im zweiten Teil werden Lebens-Stile vorgeführt: Punk, Hardcore, Straight Edge, Techno, Hip Hop und andere (Musik-)Richtungen. Im Schlussteil wird unter dem Titel „Lebens-Art“ über

die Phänomene der Körpertätowierung und über das Anbringen von Papieraufklebern mit Gummierung berichtet. Der Untertitel des Bandes – „Lebenszeichen aus flüchtigen Welten“ – verweist auf den vergänglichen und changierenden Charakter der Jugendszenen. Besonders reizvoll ist, dass die einzelnen Texte Innenansichten von InsiderInnen sind, die entweder selbst in den genannten Szenen leben oder diese aus unmittelbarer Anschauung kennen: Sie wissen, wovon sie reden.

Der erste Teil („Lebens-Kampf“) erzählt von arbeitslosen und von perspektivlosen ausländischen Jugendlichen. Unter dem Titel „24 Stunden Freizeit? Alltagserfahrungen arbeitsloser Jugendlicher“ (S. 25-50) schildert Silke Sagasser das, was sich hinter dem Schlagwort „Jugendarbeitslosigkeit“ versteckt: der mühsame Kampf um einen Arbeitsplatz und der Versuch der Jugendlichen, trotz Zukunftsentzug und trotz Identitätskrisen eine berufliche Perspektive zu gewinnen. Homaira Mansury schreibt in ihrem Artikel „Turkish Power Boys“ (S. 51-65) über das Identitätsdilemma von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern und von Migrantenkindern. In den Beiträgen von Roland Guttack, Marijke Looman, Benjamin Schraven kommt zudem die politische Einstellung deutscher Jugendlicher zur Europapolitik zur Sprache.

In Teil II des Bandes gelingt es Bärbel Schomers in ihrem Aufsatz über „Punks“ (S. 117-140) auf wenigen Seiten die Verflechtung von *Punk-People* mit vielen anderen Schattierungen der Szene zu verdeutlichen. Sie zeigt, wie Punks sich überschneiden mit autonomen Hausbesetzern, Grufties, Gothics, Stylers und anderen. „Punk“ ist eine Jugendkultur, die Mitte der 1970er Jahre in New York und London entstanden ist. Charakteristisch für den Punk sind provozierendes Aussehen (abgerissene Kleidung, bunt gefärbte Haare), eine rebellische Haltung und nonkonformistisches Verhalten. Beleuchtet wird auch das Sozial- und Gemeinschaftsverhalten von Punks: Oft nehmen sie Straßenkinder bei sich auf und viele von ihnen leben mit ihren geliebten Hunden zusammen. Punk ist eine Gruppenkultur. André Eilers vertieft die Beschreibung der Ästhetik und der Gefühlswelt der Punkszene.

Ganz anders geht es bei der „Straigh Edge“ genannten Szene zu: Straight Edge (abgekürzt SE, SxE oder sXe) entstand in den frühen 1980er Jahren in den USA, als eine junge Generation von Punks begann, deren selbstzerstörerischen Drogenkonsum abzulehnen, der zu dieser Zeit integraler Bestandteil der Punk-Szene war. Hier geht es um den expliziten Verzicht auf Alkohol, Tabak und alle weiteren Drogen. Natalie Masurow hat mit Anhängern von Straigh Edge Interviews geführt, in denen nachgezeichnet wird, wie es zu dieser mittlerweile facettenreichen Richtung gekommen ist.

Farid Gardizi schildert in seinem Artikel über die Kultur des Techno die Diskokultur. Techno ist zunächst einmal eine Stilrichtung der elektronischen Musik. Doch der Begriff wird auch als Sammelbegriff für verschiedene, miteinander verwandte Stilrichtungen verwendet. Rund um die Musik entwickelte sich dann die Technoszene. Über die französische Hip-Hop-Bewegung berichtet Wiebke Heyens in ihrem Bericht. Hip-Hop wurde 1981/1982 aus den USA importiert und breitete sich rasch in den neu zugelassenen privaten *radios libres* aus. Die erste französische Hip-Hop-Platte war 1984 Paname City Rappin von Dee Nasty, doch der am amerikanischen Vorbild orientierte Hip-Hop war zunächst eher eine Modewelle und verebte rasch wieder. Erst seit den frühen 1990ern gibt es eine eigene französische

Szene, die insbesondere in den *banlieues* verwurzelt ist: Worte sind Waffen für die Unterprivilegierten. Dies steht für den Grundgedanken des französischen Hip-Hop. Sie demonstrieren den Kampf gesellschaftlicher Minderheiten in den Metropolen der westlichen Welt, die sich Gehör verschaffen wollen.

Interessant sind auch die beiden Beiträge im dritten Teil des Sammelbandes: Markus Weber führt uns Bilder und Bekenntnisse tätowierter Jugendlicher vor. Er zeigt, wie Schmerzerfahrung die Selbststempfung hebt und was Jugendliche am Tätowieren reizt: „Wenn man einmal angefangen hat sich zu tätowieren, dann hört man nicht mehr auf“ (S. 243). Bemerkenswert informativ ist auch der Schlussartikel des Bandes von Daniela Roth über den Aufkleber als kostengünstiges Ausdrucksmittel und Kommunikationsmedium in Jugendszenen. Begonnen hat es mit dem auflagestärksten Kleber, den jeder kennt, vor 25 Jahren: „Ein Herz für Kinder“. In der Zwischenzeit hat sich der Aufkleber als Ausdrucksform in Jugendszenen (v.a. allem in der HipHop-Szene) rasant verbreitet.

Die Beiträge des Sammelbandes von Doris Lucke sind lesenswert und gut geschrieben, es handelt es sich um unkonventionell verfasste Selbstwahrnehmungen und dichte Beschreibungen, die durch Interviews, mitlebende Beobachtung und Fotos ergänzt sind. Es wäre eine Bereicherung gewesen, diese Einblicke noch durch eine Genderperspektive zu erweitern. Dennoch zeichnen die Autorinnen und Autoren das Bild einer vielgestaltigen Jugendgeneration, die sich als Experiment einer „living sociology“ (S. 9) selbst beim Leben zuschaut, dabei hinter die Kulissen guckt und auch über gesellschaftliche Zusammenhänge nachdenkt.

